
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Hildesheim,
Köln und Osnabrück

September 9/2018

Aus dem Inhalt

Christiane Bongartz
#sich Gehör verschaffen 257

Martin Patzek
Habt keine Angst vor der Heiligkeit 259

Bernhard Sill
Die Würde der Frage 266

Christoph Stender
Katholikentag 274

Manfred Glombik
Katholische Soziallehre an deutschen Universitäten 279

Rezensionen
Patrik C. Höring: Jugendlichen begegnen
Hans Joas: Die Macht des Heiligen
Hans Goller: Das Rätsel Seele
Hans-Ulrich Wiese: Im Geiste Jesu leben 284

PASTORALBLATT

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Christiane Bongartz, Fachstelle für Exerzitienarbeit im Bistum Aachen, Betrather Str. 22, 41061 Mönchengladbach | Prälat Dr. Martin Patzek, Vidumestraße 1, 45527 Hattingen | Prof. Dr. Bernhard Sill, Kardinal-Schröffer-Straße 24, 85072 Eichstätt | Pfr. Christoph Stender, Michaelsbergstraße 6, 52066 Aachen | Manfred Glombik, Tosmarblick 35, 31141 Hildesheim

Beirat: Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Christiane Bongartz

#sich Gehör verschaffen

„Priesterinnen leben wie andere Frauen mit gender-basierter Gewalt, Belästigungen und Diskriminierung am Arbeitsplatz.

Die Täter sind Chefs, Kollegen, Helfer und diejenigen, die den Dienst der Kirche für sich in Anspruch nehmen.

Alle Frauen haben das Recht, in einer sicheren Umgebung zu arbeiten und in ihrer Arbeit frei zu sein von geschlechtsspezifischer Gewalt, Belästigung und Diskriminierung jeglicher Art. Der Wandel ist notwendig.“

Diese Sätze stammen aus einer Erklärung, die Anfang diesen Jahres fünfundsechzig Priesterinnen der isländischen Nationalkirche verfasst und unterzeichnet haben. Hinzugefügt wurden zahlreiche Beispiele erlebter geschlechtsbezogener Gewalt und Diskriminierung. Viele zeugen von vergeblichen Versuchen, sich Gehör zu verschaffen.

„Es ist nicht besprechbar. Es fehlt dazu die Sprache.“ So das knappe Fazit einer Geschäftsführerin eines evangelischen Verbandes. Und meint damit die Kirche. Über sexuell motivierte Gewalt zu sprechen scheint hier noch schwieriger als in anderen gesellschaftlichen Bereichen zu sein.

Aber das ändert sich zur Zeit. Und diese Änderung begann mit dem Tweet einer Schauspielerin, Alyssa Milano, im Oktober 2017.

Am selben Tag wurde dieses Hashtag mehr als 200 000 mal auf Twitter benutzt, am zweiten Tag über 500 000 Mal. Auf Facebook verwendeten in den ersten 24 Stunden 4,7 Millionen Nutzer und Nutzerinnen in über 12 Millionen Postings dieses Hashtag. In mindestens 85 Nationen wurde es rezipiert.

Von Hollywood aus schlug die Debatte ein in fast alle Bereiche des öffentlichen Lebens. Man trifft häufig auf die Einschätzung: Sie hat die

Welt verändert. Frauen äußern sich. Sprechen (oder twittern, posten, mailen, veröffentlichen) darüber, was ihnen angetan wurde.

Das ist neu. Seit Jahrhunderten ist es üblich, dass Frauen schweigen. Übrigens nicht nur, wenn ihnen Gewalt angetan wurde. Auch wenn es um öffentliche Themen geht, wenn es um Definitionsmacht geht, wenn es um Politik geht, oder Fußball. Frauen schweigen sogar, wenn Männer definieren, wie sie auszusehen haben. Wie sie zu leben haben. Welchen Erwartungen sie zu entsprechen haben. Sie schweigen, weil es ihnen anerzogen wurde, passiv zu sein. Nicht das Podium zu besetzen. Sich vornehm zurückzuhalten. Das Private zu prägen, nicht das Öffentliche.

Bevor #MeToo möglich wurde, haben viele Frauen (wenn auch immer noch erschreckend wenige im Verhältnis zu den Männern) das öffentliche Leben betreten und bekleiden wichtige Positionen, die auch sichtbar sind. Dennoch wirken die Traditionen nach, die Sittsamkeit wünschen und suggerieren, man sei möglicherweise doch nicht klug genug, leistungsfähig genug, man verhalte sich irgendwie falsch, freizügig oder einladend. Diese Haltung aufzubrechen und darüber zu sprechen, das ist neu.

#Metoo regt dazu an, sich zu äußern. Und nachzudenken: über Intimität, über die eigenen Grenzen und die anderer, über lustvolle Beziehungen, zu denen immer zwei gehören. Empfindet nur einer Lust, begehrt nur einer gegen den Willen des anderen, kann von Lust nicht mehr gesprochen werden. Übergriffigkeit ist da, und dann häufig sogar Gewalt.

So einfach ist das.

Und so schwer, darüber zu sprechen.

Es gibt auch jetzt in der Wirkungsphase der weltweiten Debatte die Frauen wieder zum Schweigen bringen wollen. Indem ihre Geschichten bagatellisiert werden. Indem „victim blaming“ betrieben wird, also den Frauen selbst zumindest eine Teilschuld zugeschoben wird, weil sie sich womöglich unklar verhalten oder zu freizügig gekleidet haben. Den Opfern wird Falschbeschuldigung vorgeworfen. Hysterie. Sie werden unter Rechtfertigungsdruck gesetzt. Oder die Debatte wird einfach als elitär abgetan.

All das dient dazu (und ist leider altbekannt), Frauen die Glaubwürdigkeit abzuspüren und auf vermeintliche Pflichten der Opfer hinzuweisen, statt die Schuld der Täter ins Zentrum zu rücken.

(Prominente) Frauen erzählen ihre Geschichte. Sie ermächtigen sich selbst. Sie verleihen sich und anderen Würde. Trost. Ermutigung. Sie sind darin zutiefst solidarisch, tun dies auch stellvertretend für die vielen anderen, die permanent Übergriffen ausgesetzt sind, aber nicht an die Öffentlichkeit gehen können, weil ihnen die Mittel fehlen. Frauen in armen Ländern, Frauen in bildungsfernen Schichten.

Über die Täter, über die Opfer und über das zuschauende System zu sprechen, ist wichtig.

Viele Kolleginnen und Kollegen in der Seelsorge sind hochprofessionell für die Opfer da, die ihre Verletzungen und ihren Schmerz zeigen. Aber wo wird dieses Thema öffentlich? Sind wir nicht längst verstummt? Wie steht es mir der Selbstermächtigung, des „sich Nehmens“ von Würde von Frauen im Raum der Kirche? Wie steht es um die Debatte um ein Frauenbild jenseits der gefährlichen Verführung für Männer auf der einen und einem extremen Reinheitsideal auf der anderen Seite? Wie Frauen und ihre Körper gedeutet werden, legen Männer fest. Oder? Sprechen wir in der Kirche darüber. Sprechen wir über Sexualität nicht nur in der dritten Person. Wo bleiben die Stellungnahmen von Frauen in der Kirche? Wo bleibt die Würdigung der Herabgewürdigten? Wo bleibt die klare Absage an sexuelle Gewalt?

Für #MeToo gilt: Wenn Frauen sich nicht mehr zum Schweigen bringen lassen, ist die Macht der Männer gebrochen. Gilt das auch in der Kirche?

Wenn der Papst sozialen Bewegungen eine poetische Kraft zuspricht, die durch das Zusammenspiel verschiedener kreativer Kräfte entsteht, dann ist #MeToo ein politisch-poetischer Weckruf: Nehmen wir ihn an?

Hinweise zum Weiterlesen:

<http://icelandreview.com/de/news/2018/01/16/priesterinnen-schliessen-sich-metoo>
<http://zeitzeichen.net/religion-kirche/metoo-in-der-kirche/>

Liebe Leserinnen und Leser,

„Gaudete et Exultate“ ist das jüngste der bislang fünf großen Schreiben Papst Franziskus' mit unterschiedlichen Kategorisierungen wie Enzyklika, Nachsynodales Schreiben oder – wie jetzt zum dritten Mal – Apostolisches Schreiben. „Heiligkeit“ ist sein Thema, das wie in einem Prisma vielfältig aufgebrochen und beleuchtet wird. Einen hilfreichen Lesegang durch die insgesamt 177 nummerierten Abschnitte bietet der Essener Priester und Caritaswissenschaftler **Msr. Dr. Martin Patzek** aus Hattingen.

„Fragwürdigkeit“ ist ein eher zwiespältiges Wort. Im allgemeinen Sprachgebrauch meint es eher „zweifelhaft“ und alles andere als „würdig“. Löst man es hingegen in seine beiden Bestandteile auf und meint, was es besagt, dass nämlich etwas „einer Frage durchaus würdig“ ist, dann verliert es seinen negativen Beigeschmack. **Prof. Dr. Bernhard Sill**, Ordinarius für Moraltheologie an der Fakultät für Religionspädagogik/Kirchliche Bildungsarbeit der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt, geht einen Schritt weiter und macht die Würde des Fragens an und für sich stark. Anders als Karl Rahners Mitbruder und Kollege Emmerich Coreth geht es Sill nicht um die metaphysischen Bedingungen allen Fragens, also um den Fragehorizont, sondern um das Wesen des Fragens als Offenhalten für das Überraschende – und damit letztlich für Gott selbst.

Für alle, die da waren, dürfte der Münsteraner Katholikentag noch in guter Erinnerung sein. Der geistliche Direktor des ZdK, **Pfr. Christoph Stender**, ordnet ihn ein in den Zusammenhang kirchlicher Großveranstaltungen und kommt von dorthier zu einer Würdigung.

Manfred Glombik aus Hildesheim, Anwalt der christlichen Soziallehre, gibt einen Überblick über die Entwicklung dieser theologischen Disziplin an deutschen Fakultäten, um zugleich angesichts der Gegenwart vor ihrem Niedergang zu warnen.

Einen guten Neustart nach hoffentlich erholsamer Urlaubszeit wünscht Ihnen

Ihr



Gunther Fleischer

Martin Patzek

Habt keine Angst vor der Heiligkeit!

Das Apostolische Schreiben „Gaudete et Exsultate“

Ein Brief als Ermunterung

„Über den Ruf zur Heiligkeit in der Welt von Heute“ schreibt Papst Franziskus, vorgestellt am 19. März 2018. Zwanzig Briefe kennen wir von ihm, die meisten als Motuproprios = „selbst veranlasst“. „Gaudete et Exsultate“ ist damit eine „Exhortatio Apostolica“, eine Ermunterung des Papstes für uns. Mit „Amoris laetitia“ gehört auch „Gaudete et Exsultate“ (GE) in diese Reihe der Schreiben nach der römischen Bischofssynode 2015 „Die Berufung und Sendung der Familie in Kirche und Welt von heute“. Im Blick ist auch die nächste Synode zum Thema „Die Jugend, der Glaube und die Berufungsunterscheidung“ im Oktober 2018. Im aktuellen Brief lesen wir: „Mein bescheidenes Ziel ist es, den Ruf zur Heiligkeit einmal mehr zum Klingen zu bringen und zu versuchen, ihn im gegenwärtigen Kontext mit seinen Risiken, Herausforderungen und Chancen Gestalt annehmen zu lassen“ (GE 2). Franziskus rüttelt nicht an Lehre und Dogmen, er verändert die Haltung, mit der seine Kirche den Menschen begegnen soll: den Menschen zugewandt, barmherzig, liebevoll und bescheiden. Sein Ruf: „Habt keine Angst vor der Heiligkeit!“

Abenteuer für jene, die sich nicht zufrieden geben

Vatican Media hat zum Papstbrief ein Video erstellt. Ich höre: „Gehörst du zu denen, die sich nicht mit einem mittelmäßigen Leben abfinden wollen? Dann hat Papst Fran-

ziskus dir einen langen Brief geschrieben. Eine Botschaft für alle, die – wie du – mit den Risiken, Herausforderungen und Chancen von heute leben. Die lieben und Kinder großziehen. Die hart arbeiten, damit es Zuhause etwas zu essen gibt. Ältere Menschen. Nonnen und Priester. Alle, die sich auf die Zukunft vorbereiten. Denn jede und jeder von uns ist zur Heiligkeit berufen. Du auch. Ist dir das eigentlich klar? Das bedeutet nicht, dass du was Besseres bist, weil du mehr tust oder weißt als andere. Und es bedeutet nicht, dass du blind Regeln befolgen musst. Sondern es bedeutet, der Gnade zu vertrauen, um heilig zu werden. Jesus zeigt dir den Weg. Jesus ist der Weg. Ihm heute zu folgen bedeutet, gegen den Strom zu schwimmen. Leid und Gerechtigkeit in dieser Welt nicht zu übersehen. Mutig zu sein, zu kämpfen, demütig zu sein und Humor zu haben. 'Hab keine Angst davor, heilig zu sein!' – Papst Franziskus.“¹

Zusammenfassung zahlreicher Quellen

Systematisiert fasst Gaudete et Exsultate sehr viel von dem zusammen, was der Papst vorher schon in Predigten und Ansprachen gesagt hat. Der Chefredakteur der römischen Jesuitenzeitschrift La Civiltà Cattolica (Katholische Kultur), Pater Antonio Spardaro SJ, hat bei der Vorstellung des Apostolischen Schreibens ein Verzeichnis der übernommenen Teile geliefert: Das erste große Interview von Papst Franziskus in der Civiltà Cattolica im September 2013; die Idee von der „Heiligkeit von nebenan“, die vom französischen Schriftsteller Joseph Malégué stammt, den Franziskus schätzt; einige Passagen aus Evangelii gaudium, dem programmatischen Text dieses Pontifikats; die „Reflexiones sobre la vida apostolica“ (Gedanken über das apostolische Leben), die Franziskus 1987 geschrieben hatte; die Präsentation, mit der Franziskus 1989 das Buch „Mi ideal de santidad“ (Mein Ideal von Heiligkeit) des argentinischen Jesuiten Ismael Quiles vorstellte, der sein Lehrer war; das

Motto „Simul in actione contemplativus“ (Zugleich durch die Handlung kontemplativ) des Jesuiten Jerónimo Nadal, eines der ersten Gefährten des heiligen Ignatius von Loyola; das Buch „Discernimento y lucha espiritual“ (Unterscheidung und geistlicher Kampf) des Jesuiten Miguel Angel Fiorito, des geistlichen Vaters des jungen Bergoglio, der dazu 1985 das Vorwort schrieb; das Motto des heiligen Ignatius, das Franziskus besonders teuer ist: „Non coerceri a maximo, contineri tamen a minimo divinum est“ (Vom Größten nicht eingeschränkt, im Kleinsten enthalten sein, ist das Göttliche); das Schlussdokument der Generalversammlung des lateinamerikanischen Episkopats in Aparecida 2007, dessen verantwortlicher Redakteur Bergoglio war; und schließlich die verschiedenen, morgendlichen Predigten von Franziskus in Santa Marta.²

Präsentation durch ungewöhnliche Leute

Der Papstbrief wurde vorgestellt durch den Generalvikar von Rom, Erzbischof Angelo de Donatis, durch die auch international fragte Paola Bignardi von der Katholischen Aktion Italiens und einen Freund, der heute für den Vatican Insider bei La Stampa arbeitet, den Journalisten Gianni Valente von der Agentur Fides. O-Ton Angelo de Donatis: „Diese Überlegungen, die vielleicht die Gedanken von vielen Menschen ausdrücken, sagen uns sofort, was die Herausforderung ist, die die Exhortation annehmen will. Die ewige Aktualität der christlichen Heiligkeit zu zeigen, indem sie ihren Inhalt vorstellt, wie er von der Schrift überliefert ist, um sie allen als erstrebenswertes Ziel des eigenen menschlichen Weges vorstellen zu können. Ein Ruf, den Gott an alle richtet! Und Papst Franziskus fasst das so zusammen: Die Heiligkeit ist das wahre Leben.“ Das sah auch Paola Bignardi und fand es beeindruckend, mit welcher Kraft und Entschiedenheit Papst Franziskus davon ausgeht, „dass die Heiligkeit zu den einfachen Menschen gehört, den Men-

schen, die ein normales Leben führen, das aus einfachen Dingen besteht... Also eine Heiligkeit, die nicht nur für wenige Helden zugänglich ist, für außergewöhnliche Menschen, sondern die die normale Art und Weise repräsentiert, in der ein normales Leben gelebt wird. Es scheint mir, dass dies einer der interessantesten Aspekte für das Leben der Christen und der christlichen Gemeinschaften heute ist.“³

Inhalt und Form

Ein Schlüssel zum Papstbrief könnte sein, die ersten zwei Kapitel beiseite zu schieben und beim dritten Kapitel anzufangen. Es heißt: ‚Im Licht des Meisters‘ und ist eine Katechese der Seligpreisungen. Franziskus wendet sich dem Wort Jesu zu und bezeichnet die Seligpreisungen als „Personalausweis des Christen“. Die Frage: Wie macht man es, ein guter Christ zu werden?, erhält die einfache Antwort des Papstes: „Es ist notwendig, dass ein jeder auf seine Weise das tut, was Jesus in den Seligpreisungen sagt“ (GE 63). Gegen den Strom der Gewohnheit, gegen das, was man in der Gesellschaft so tut, ruft uns Jesus zu einer tatsächlichen Änderung des Lebens. Franziskus erklärt jede Seligpreisung und fasst zusammen: „Im Herzen arm sein, das ist Heiligkeit. / Mit demütiger Sanftheit reagieren, das ist Heiligkeit. / Mit den anderen zu trauern wissen, das ist Heiligkeit. / Voll Hunger und Durst die Gerechtigkeit suchen, das ist Heiligkeit. / Mit Barmherzigkeit sehen und handeln, das ist Heiligkeit. / Das Herz rein halten vom allem, was die Liebe befleckt, das ist Heiligkeit. / Um uns herum Frieden säen, das ist Heiligkeit. / Jeden Tag den Weg des Evangeliums annehmen, auch wenn er Schwierigkeiten mit sich bringt, das ist Heiligkeit“ (GE 67-94).

Der geerdete Himmel

Wer das Schreiben des Papstes wirklich liest, entdeckt den geerdeten Himmel.

Wenn er die „Wolke von Zeugen“ als vorbildlichen Glauben der Väter (Hebr 11f.) nennt, die uns ermutigen sollen, mit Ausdauer in dem Wettkampf zu laufen, der vor uns liegt (Hebr 12,1), bleibt er nicht bei den großen Gestalten des Alten Testaments, sondern kennzeichnet unsere Lebenswelt. „Unter ihnen sind vielleicht unsere eigene Mutter, eine Großmutter oder andere Menschen, die uns nahe stehen (vgl. 2 Tim 1,5). Vielleicht war ihr Leben nicht immer perfekt, aber trotz aller Fehler und Schwächen gingen sie weiter voran und gefielen dem Herrn“ (GE 3). Er spricht von der Gemeinschaft der Heiligen: „Wir sind von Freunden Gottes umgeben, geleitet und geführt. Ich brauche nicht allein zu tragen, was ich wahrhaftig allein nicht tragen könnte. Die Schar der Heiligen Gottes schützt und stützt und trägt mich“ (GE 4). Dazu ist allerdings die selige italienische Trappistin Maria Gabriella Sagheddu (1914-1939), die für die Einheit der Christen gebetet hat, nur durch die Lebensdaten in unserer Zeit örtlich bekannt. Wenn allerdings die Heiligen von nebenan im Focus des Papstes sind, fühle ich mich zu Hause: „Es gefällt mir, die Heiligen im geduldigen Gottesvolk zu sehen: in den Eltern, die ihre Kinder mit so viel Liebe erziehen, in den Männern und Frauen, die arbeiten, um das tägliche Brot nach Hause zu bringen, in den Kranken, in den älteren Ordensfrauen, die weiter lächeln.“ Franziskus spricht von der Heiligkeit von nebenan oder der „Mittelschicht der Heiligen“ (Joseph Malègue) (GE 7). Beachtlich der Blick des Papstes auf die gesamte christliche Kirche im Zeugnis der katholischen, orthodoxen, anglikanischen und protestantischen Märtyrerinnen und Märtyrer. Er zitiert den berühmten Satz des heiligen Johannes Paul II. bei der ökumenischen Gedächtnisfeier im Jubiläumsjahr 2000 im Kolosseum, dass die Märtyrer „ein Erbe sind, das lauter spricht als die Faktoren der Trennung“ (GE 9). Interessant ist der Hinweis auf den weiblichen Genius der Heiligkeit. Neben Hildegard, Birgitta, Katharina, Teresa von Avila und Thérèse von Lisieux erinnert Franziskus „besonders auch

an so viele unbekannte oder vergessene Frauen, die jede auf ihre eigene Art und Weise, Familien und Gemeinschaften mit der Kraft ihres Zeugnisses getragen und verwandelt haben“ (GE 12).

Lebe in diesem Augenblick!

Es ist eine große Eigenschaft des Papstes, Menschen direkt anzusprechen. Er sieht alle berufen, heilig zu sein und die Liebe zu leben, jeder an dem Platz, an dem er sich befindet. Er sieht einmal die Gottgeweihten. Dazu erzählte die französische Schwester Josepha der Gemeinschaften von Jerusalem im vatikanischen Pressesaal ihren Eindruck der Heiligkeit. Kurz und knapp formuliert der Papst: „Sei heilig, indem du deine Hingabe freudig lebst“ (GE 14). Starker in den Blick nimmt Franziskus die Verheirateten, Vater oder Mutter, Arbeiter, Opa oder Oma bis hin zu den besonders verantwortlichen Menschen: „Bist du verheiratet? Sei heilig, indem du deinen Mann oder deine Frau liebst und umsorgst, wie Christus es mit der Kirche getan hat. Bist du ein Arbeiter? Sei heilig, indem du deine Arbeit im Dienst an den Brüdern und Schwestern mit Redlichkeit und Sachverstand verrichtest. Bist du Vater oder Mutter, Großvater oder Großmutter? Sei heilig, indem du den Kindern geduldig beibringst, Jesus zu folgen. Hast du eine Verantwortungsposition inne? Sei heilig, indem du für das Gemeinwohl kämpfst und auf deine persönlichen Interessen verzichtest“ (GE 14). Von den kleinen Gesten schreibt der Papst. Die Szene zweier Frauen auf dem Markt stellt er sich plastisch und trivial vor: „Eine Frau geht ... auf den Markt zum Einkaufen, trifft dabei eine Nachbarin, beginnt ein Gespräch mit ihr, und dann wird herumkritisiert. Trotzdem sagt diese Frau innerlich: ‚Nein, ich werde über niemanden schlecht reden! Das ist ein Schritt zur Heiligkeit. Zu Hause möchte ihr Kind dann über seine Phantasien sprechen, und obwohl sie müde ist, setzt sie sich zu ihm und hört ihm mit Geduld und Liebe zu. Das ist ein weiteres Opfer, das heilig

macht... Dann geht sie aus dem Haus, trifft einen Armen und bleibt stehen, um liebevoll mit ihm zu reden ..." (GE 16).

Sendung ist der Weg zur Heiligkeit

Unsere Heiligkeit betrachtet der Papst trinitarisch als Entwurf des Vaters in Jesus, „um zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Geschichte einen Aspekt des Evangeliums widerzuspiegeln und ihm konkrete Gestalt zu verleihen“ (GE 19). Er nennt: „Jesu verborgenes Leben, sein Leben in der Gemeinschaft, seine Nähe zu den Geringsten, seine Armut und andere Erscheinungsformen seiner Hingabe aus Liebe“ (GE 20). Und er bezeichnet jeden Heiligen als „eine Botschaft, die der Heilige Geist aus dem Reichtum Jesu Christi schöpft und seinem Volk schenkt“ (GE 21). Dabei geht es um die Gesamtheit des Lebens, nicht um Details, auch um Fehler und Schwächen. Und wieder und wieder appelliert der Papst: „Auch du musst dein Leben im Ganzen als eine Sendung begreifen. Versuche dies, indem du Gott im Gebet zuhörst und die Zeichen recht deutest, die er dir gibt. Frage immer den Heiligen Geist, was Jesu von dir in jedem Moment deiner Existenz und bei jeder Entscheidung, die du treffen musst, erwartet, um herauszufinden, welchen Stellenwert es für deine Sendung hat“ (GE 23). Sehr geschickt verbindet der Papst den täglichen Kampf mit der notwendigen Kontemplation: „Es ist nicht gesund, die Stille zu lieben und die Begegnung mit anderen zu meiden, Ruhe zu wünschen und Aktivität abzulehnen, das Gebet zu suchen und den Dienst zu verachten“ (GE 26). Die Spiritualität des Katecheten, des Diözesanklerus und der Arbeit ist im Blick des Papstes. Er verweist uns auf seine früheren Apostolischen Schreiben: „Aus demselben Grund schloss ich ‚Evangelii gaudium‘ mit einer Spiritualität der Mission, ‚Laudato si‘ mit einer ökologischen Spiritualität und ‚Amoris laetitia‘ mit einer Spiritualität des Familienlebens“ (GE 28).

Gegner und Feinde der Heiligkeit

Gnostizismus und Pelagianismus sind die Schlagworte. Diese Häresien der ersten christlichen Jahrhunderte sagen mir wenig. Ein Schlüssel ist die Fußnote 33 des Apostolischen Schreibens. Sie bezieht sich auf ein Schreiben der Kongregation für die Glaubenslehre „Placuit Deo“ über einige Aspekte des christlichen Heils vom 22. Februar 2018: „Der Individualismus des Neu-Pelagianismus sowie die Leibverachtung des Neu-Gnostizismus entstellen das Bekenntnis des Glaubens an Christus, den einzigen und universalen Retter.“ Im Kern lehrte der Theologe Pelagius (350-420), es sei grundsätzlich möglich, ohne Sünde zu sein (posse sine peccato esse), zugespitzt handelt es sich um eine Lehre der Selbsterlöschungsmöglichkeit und -fähigkeit des Menschen. Der Gnostizismus (Weltanschauung der Er-Kenntnis) ist eine Bewegung der ersten beiden Jahrhunderte. Demnach besteht das wahre Wesen des Menschen in einem Funken des göttlichen Geistes. Dieser Geist muss vom Leib befreit werden, damit der Mensch zu seinem Ursprung in Gott zurückkehren kann. Man kann also von einer leibfeindlichen Bewegung sprechen. Langsam verstehe ich die Bedenken des Papstes: „Gott sei Dank wurde im Laufe der Geschichte der Kirche sehr deutlich, dass die Vollkommenheit des Menschen an ihrer Nächstenliebe gemessen wird, nicht an der Fülle erworbener Daten und Kenntnisse“ (GE 37). Franziskus wettet gegen einen Geist, der in das Korsett einer Enzyklopädie von Abstraktionen geschnürt wird. Er wendet sich gegen die heutigen Gnostiker, die glauben, „dass sie mit ihren Erklärungen den ganzen Glauben und das ganze Evangelium vollkommen verständlich machen können“ (GE 39). Zielgruppen sind diejenigen, die Antwort auf alle Fragen haben. „Deshalb können wir nicht beanspruchen, dass unsere Art, die Wahrheit zu verstehen, uns ermächtigt, eine strenge Überwachung des Lebens der anderen vorzunehmen“ (GE 43). Franziskus definiert die theologische Hermeneutik: „Die Fragen unseres Volkes,

seine Leiden, seine Auseinandersetzungen, seine Träume, seine Kämpfe, seine Sorgen besitzen einen hermeneutischen Wert, den wir nicht unbeachtet lassen dürfen, wenn wir das Prinzip der Menschwerdung ernst nehmen. Seine Fragen tragen dazu bei, dass wir uns Fragen stellen, seine Probleme stellen uns vor Probleme.“ Ein anderer Gegner und Feind der Heiligkeit ist für den Papst der Brite Pelagius (350–420) und seine Irrlehre: Der Pelagianismus sieht das Christentum als eine Summe hoher und höchster moralischer Forderungen, die jeder Christ in steter Askese verwirklichen soll. Diese sittlichen Gebote, das Gesetz Gottes, findet er in der Heiligen Schrift, die er kennen und ständig meditieren muss. Der Brite Pelagius verließ um 390 seine Heimat, um in Rom als christlicher Asket zu leben, ohne sich jedoch einer Mönchsgemeinschaft anzuschließen. Er gelangte zu hohem Ansehen und konnte eine Schar Gleichgesinnter um sich sammeln. Franziskus beschreibt die heutigen Neopelagianer: Es gibt Christen, „die einen anderen Weg gehen wollen: jenen der Rechtfertigung durch die eigenen Kräfte, jenen der Anbetung des menschlichen Willens und der eigenen Fähigkeit; das übersetzt sich in eine egozentrische und elitäre Selbstgefälligkeit, ohne wahre Liebe. Dies tritt in vielen scheinbar unterschiedlichen Haltungen zutage: dem Gesetzeswahn, der Faszination daran, gesellschaftliche und politische Errungenschaften vorweisen zu können, dem Zurschaustellen der Sorge für die Liturgie, die Lehre und das Ansehen der Kirche, der mit der Organisation praktischer Angelegenheiten verbundenen Prahlerei, oder der Neigung zu Dynamiken von Selbsthilfe und ich-bezogener Selbstverwirklichung. Hierfür verschwenden einige Christen ihre Kräfte und ihre Zeit, anstatt sich vom Geist auf den Weg der Liebe führen zu lassen, sich für die Weitergabe der Schönheit und der Freude des Evangeliums zu begeistern und die Verlorengegangenen in diesen unermesslichen Massen, die nach Christus dürsten, zu suchen“ (GE 57). In Jesus können wir zwei Gesichter erkennen, das des

Vaters und des Bruders, das Angesicht Gottes, das sich in vielen widerspiegelt. Als großen Maßstab fügt Franziskus die (leiblichen) Werke der Barmherzigkeit (Mt 25) den Seligpreisungen hinzu: Das „ist nicht nur eine Aufforderung zur Nächstenliebe, sie (die Aussage des Matthäus) ist ein Stück Christologie, das einen Lichtstrahl auf das Geheimnis Christi wirft. In diesem Aufruf, ihn in den Armen und Leidenden zu erkennen, offenbart sich das Herz Christi selbst, seine Gesinnung und seine innersten Entscheidungen, die jeder Heilige nachzuahmen versucht“ (GE 98). Der Papst schreibt von zwei schädlichen Fehlern, die den Kern des Evangeliums entstellen. Er meint jene Christen, die das Evangelium von ihrer persönlichen Beziehung zum Herrn trennen. Als Gegenbeispiele führt er die leuchtende Spiritualität seines Namenspatrons Franz von Assisi, dazu von Vinzenz von Paul und Mutter Teresa von Kalkutta an (GE 100). Der zweite Fehler meint die, „die in ihrem Leben dem sozialen Einsatz für die anderen misstrauen, weil sie ihn für oberflächlich, weltlich, säkularisiert, immanentistisch, kommunistisch oder populistisch halten ...“ (GE 101). Zielgruppen sind diejenigen, die sich um das ungeborene Leben und beispielsweise um versteckte Euthanasie der Kranken und Alten und neue Formen von Sklaverei und jede Form des Wegwerfens kümmern. Zwei Abschnitte widmet der Papst der Lage der Migranten. Die Gastfreundschaft des heiligen Benedikt dient ihm als Beispiel.

Der Stellenwert des Gottesdienstes

Das Apostolische Schreiben sieht Gebet und Gottesdienst als Förderung der täglichen liebenden Hingabe und Orte, unserer Vorsätze, großzügig zu leben. Gottesdienst und Weltdienst sind hier miteinander verbunden, ja bedingen einander. Auch hier liefert dem Papst die Regel des heiligen Benedikt die Deutung der Barmherzigkeit. Sie ist „der Tragebalken, der das Leben der Kirche stützt“, „die Fülle der Gerechtig-

keit", „der Schlüssel zum Himmel" (GE 105). Ein zweiter Garant für Franziskus ist der heilige Thomas von Aquin, der die Werke der Barmherzigkeit höher stellte als die Akte des Gottesdienstes: „Wir ehren Gott durch die äußeren Opfer und Geschenke nicht seinetwegen, sondern unseretwegen und des Nächsten wegen; denn er bedarf unserer Opfer nicht, sondern will, dass sie ihm dargebracht werden um unserer Hingabe und um des Nutzens des Nächsten willen" (GE 106). Bedenkenswert ist auch seine dritte Zeugin, nämlich Mutter Teresa von Kalkutta. Sie sagt: „Ja, ich habe viele menschliche Schwächen, viele Armseligkeiten. Aber er erniedrigt sich und bedient sich unser – deiner und meiner – damit wir seine Liebe und sein Mitleid in der Welt sind, trotz unserer Sünden, trotz unserer Armseligkeiten und unserer Fehler. Es hängt von uns ab, die Welt zu lieben und ihr zu zeigen, wie sehr er sie liebt " (GE 107). Mit meinen Worten: Oft erleben wir im kirchlichen Alltag Verkündigung ohne Zeichenhaftigkeit und ohne konkrete Nächstenliebe. Das „Einfallstor Caritas", die einladende Kirche als „Dienst in Liebe", als „Verkündigung ohne Worte" und „weltlicher" Gottesdienst, kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Anders ausgedrückt: Mit der Verkündigung des Gotteswortes und der Feier der Sakramente geht es um die Voraussetzungen und Konsequenzen solcher Glaubensgemeinschaft, um den geschwisterlichen Dienst christlicher Liebe. Und der Papst: „Die Kraft des Zeugnisses der Heiligen liegt darin, die Seligpreisungen und den Maßstab des Jüngsten Gerichts zu leben" (GE 109).

Fünf große Bekundungen der Liebe

Das erste der wichtigen Merkmale ist „Durchhaltevermögen, Geduld und Sanftmut" (GE 112 ff.). Es geht dabei darum, „auf Gott hin, der uns liebt und trägt, zentriert und gefestigt zu sein." Bewusst soll der Christ gegen die eigenen aggressiven und egozentrischen Neigungen angehen.

Dabei widmet Franziskus ein ganzes Kapitel dem Internet und den verschiedenen Foren und Räumen des digitalen Austausches, die Teil von Netzwerken verbaler Gewalt werden. „Sogar in katholischen Medien können die Grenzen überschritten werden; oft bürgern sich Verleumdung und üble Nachrede ein, und jegliche Ethik und jeglicher Respekt vor dem Ansehen anderer scheinen außen vor zu bleiben" (GE 115). Ich habe durchaus das Verhalten des Papstes vor Augen, wenn er schreibt: „Der Heilige verschwendet seine Energien nicht damit, über fremde Fehler zu klagen; er kann über die Schwächen seiner Brüder und Schwestern schweigen und vermeidet verbale Gewalt, die zerstört und misshandelt ..." (GE 116). Das zweite Merkmal der Heiligkeit ist „Freude und Sinn für Humor" (GE 122 ff.). Der Papst erklärt und grenzt bewusst ab: „Ich rede nicht von der konsumorientierten und individualistischen Freude ... denn der Konsumismus stopft das Herz nur voll; er kann gelegentliches und vorübergehendes Vergnügen bieten, aber keine Freude. Ich beziehe mich vielmehr auf die Freude, die man in Gemeinschaft erlebt, die man teilt und verteilt, denn ‚geben ist seliger als nehmen‘ (Apg 20,35) und ‚Gott liebt einen fröhlichen Geber‘ (2 Kor 9,7)" (GE 128). Ein anderes Merkmal der Heiligkeit ist „Wagemut und Eifer". Wieder gibt es eine längere Fußnote (GE 103). Sie verweist auf „Evangelii nuntiandi" (1975) und „Gaudete in Domino" des seligen Paul VI. Auffällig auch bei Paul VI. ist der Begriff „parrhesia" als Wagemut, als Antrieb zur Evangelisierung, die eine Spur in dieser Welt hinterlässt. Es geht um „den Mangel an Eifer, der umso schwerwiegender ist, weil er aus dem Innern entspringt. Wie oft sind wir versucht, aus Bequemlichkeit am Ufer zu bleiben! Doch der Herr ruft uns, aufs Meer hinauszufahren und die Netze in tieferen Gewässern auszuwerfen (vgl. Lk 5,4). Er lädt uns ein, unser Leben in seinem Dienst zu verausgaben. In ihm verankert fassen wir Mut, all unsere Charismen in den Dienst der anderen zu stellen" (GE 129). Beachtlich ist für Franziskus das Vor-

bild vieler Priester, Ordensfrauen, Ordensmänner und Laien. „Ihr Zeugnis erinnert uns daran, dass die Kirche nicht viele Bürokraten und Funktionäre braucht, sondern leidenschaftliche Missionare, die verzehrt werden von der Begeisterung, das wahre Leben mitzuteilen“ (GE 138). Ein weiteres Merkmal der Heiligkeit ist der gemeinschaftliche Weg, immer zu zweit. Serviten, Salesianerinnen, die Märtyrer in Japan, die Märtyrer in Korea, in Südamerika und das jüngste Zeugnis der Trappistenmönche von Tibhirine (Algerien) sowie viele heilige Ehepaare sind dafür Belege (GE 141). Benedikt und Scholastika, aber auch Augustinus und Monika sind für den Papst echte mystische und in Gemeinschaft gelebte Erfahrungen (GE 142). Um allen Mut zu machen, die solche Erlebnisse nicht kennen, verweist er auf das Gemeinschaftsleben in der Familie, in der Pfarrei, in der Ordensgemeinschaft oder in irgendeiner anderen Gemeinschaft (GE 143). Das beständige Gebet (GE 147 ff.) ist das weitere Merkmal der Heiligkeit: „Der Heilige ist Mensch mit einem betenden Geist, der die Kommunikation mit Gott braucht. Er ist jemand, der es nicht erträgt, in der verschlossenen Immanenz dieser Welt zu ersticken, sondern inmitten seiner Anstrengungen und Hingabe nach Gott Luft holt, der aus sich herausgeht im Lobpreis und seine Grenzen weitet in der Betrachtung des Herrn“ (GE 147).

Ein beständiger Kampf gegen den Teufel

Manche meinen, Papst Franziskus kenne keinen Teufel. Seine Theologie rede bestenfalls vom Bösen und der weltlichen Mentalität, „die betrügt, betäubt, und uns mittelmäßig werden lässt, ohne Engagement und freudlos“ (GE 159). Wer das letzte Kapitel des Apostolischen Schreibens aufschlägt wird eines Besseren belehrt. „Kampf, Wachsamkeit und Unterscheidung“ ist die Überschrift. Für Franziskus ist der Teufel mehr als ein Mythos, ein Schauspiel, ein Symbol oder ein Bild. „Der Teufel hat es nicht nö-

tig uns zu beherrschen. Er vergiftet uns mit Hass, Traurigkeit, Neid, mit den Lastern. Er nützt dann unsere Achtlosigkeit, um unser Leben, unsere Familien und unsere Gemeinschaften zu zerstören, denn er ‚geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlingen kann‘“ (1 Petr 5,8) (GE 161). Wichtig ist dem Papst die Haltung der Unterscheidung, ob etwas vom Heiligen Geist kommt oder ob es im Geist der Welt oder im Geist des Teufels seinen Ursprung hat (GE 166). „Alle, besonders die jungen Menschen, sind einem ständigen Zapping ausgesetzt. Man kann auf zwei oder drei Bildschirmen gleichzeitig navigieren und zugleich auf verschiedenen virtuellen Ebenen interagieren. Ohne die Weisheit der Unterscheidung können wir leicht zu Marionetten werden, die den augenblicklichen Trends ausgeliefert sind“ (GE 168). Nach guter Tradition zeigt der Papst als Ende seines Apostolischen Schreibens auf Maria, weil sie wie keine andere die Seligpreisungen Jesu gelebt hat. „Sie erbebt vor Freude in der Gegenwart des Herrn, sie bewahrte alles in ihrem Herzen und ließ es von einem Schwert durchdringen. Sie ist die Heilige unter den Heiligen, die Hochgebenedeite, die uns den Weg der Heiligkeit lehrt und uns begleitet. Sie nimmt es nicht hin, dass wir fallen und liegen bleiben, und zuweilen nimmt sie uns in die Arme, ohne uns zu verurteilen. Das Gespräch mit ihr tröstet uns, macht uns frei und heiligt uns. Die Mutter braucht nicht viele Worte, sie hat es nicht nötig, dass wir uns anstrengen, um ihr zu erklären, was uns passiert. Es genügt, ein ums andere Mal zu flüstern: ‚Gegrüßet seist du, Maria ...‘“ (GE 177).

Anmerkungen:

- ¹ Vatican News 09.04.18 - mg.
- ² Ebd.
- ³ Ebd.

Die Würde der Frage

*„Dreitausend Antworten auf jede Frage.
Welche Frage hält das aus?“*

Elias Canetti

*„Wenn ich nur die richtige Frage wüsste
Wenn ich nur die richtige Frage wüsste
...“*

Albert Einstein

Philosophisches Denken als fragen- des Denken

Einen Zugang zur großen Welt der Philosophie zu eröffnen, ist das erklärte Anliegen des Buches „Philosophie! Die 101 wichtigsten Fragen“, das Thomas Văsek (* 13. Mai 1968), Chefredakteur der Zeitschrift „Hohe Luft“, neben dem „Philosophie Magazin“ eine der beiden populären Philosophie-Zeitschriften, die – und das will etwas heißen – auch an Tankstellen erhältlich sind, verfasst hat.¹ Was mir an diesem Buch eigentlich gefällt, ist die Gebärde des Denkens, die darin sozusagen als „Prinzip“, als sich durchhaltender roter Faden, zum Tragen kommt, und das ist eben der Gestus des Fragens. Dass Philosophie denkendes Fragen bzw. fragendes Denken ist, dieses Buch zeigt und weist es gekonnt auf.

Dass philosophisches Denken, das sich aufs Fragen versteht, kein lebens- und weltfernes wie -fremdes Denken, das sich in einem Elfenbeinturm vollzieht, darstellt, macht das Buch Seite für Seite deutlich, denn die Fragen, die da gestellt werden, sind allesamt Fragen, denen man ihre Lebens- und Weltnähe spürbar anmerkt und ansieht – so etwa: Sprache: Wozu reden wir? – Zeit: Was ist das Jetzt? – Pflicht: Was müssen wir tun?

– Leiden: Warum lässt Gott das zu? – Kultur: Was haben wir geschaffen?

Philosophie – besser gesagt – Philosophieren lernen heißt fragen lernen. Das versuche ich meinen Studentinnen und Studenten unbedingt direkt im ersten Studiensemester während meiner philosophischen Vorlesungen zu vermitteln. Und das ist auch gar nicht so schwer. Die jungen Menschen haben ja längst Fragen und müssen sich darum überhaupt keine vermeintlich „akademischen“ Fragen ausdenken, denn das Leben und die Welt haben sie, wenn sie sich nicht gänzlich unberührbar erwiesen haben, das Fragen längst gelehrt.

Ich vergesse und versäume es nicht, meinen Hörerinnen und Hörern jenes Wort des Philosophen Martin Heidegger (1889–1976) nahezubringen, das lautet: „Denn das Fragen ist die Frömmigkeit des Denkens.“² Es ist ein Wort, das (be)sagen will: Das Fragen ist das, was dem Denken „frommt“, was so viel heißt: das, was einfach zu ihm gehört und ihm gebührt, was ihm „zusteht“ und „zukommt“, – alles in allem – was das Denken „vollzieht“ und „vollbringt“. Gesagt soll damit nach Martin Heidegger sein, dass Denken ohne Fragen gar nicht Denken sein kann, dass Vollzug des Denkens eo ipso auch stets Vollzug des Fragens ist.

Lebensfragen einmal so und einmal so

Dabei lässt sich, wenn vom Fragen bzw. von Fragen die Rede ist, das in einer doppelten Richtung verstehen. Mir ist das „aufgegangen“ und klar geworden, als ich im Wintersemester 1976/77 in Wien Philosophie und Theologie studierte und mit einer Freundin, die den Tipp von einer Kommilitonin bekommen hatte, nebenbei die für Hörerinnen und Hörer aller Fakultäten geöffneten Vorlesungen des Begründers der Logotherapie, der Dritten Wiener Schule der Psychotherapie, Viktor E. Frankl (1905–1998) hörte.

Was er damals vor Hunderten aufmerksamer Studentinnen und Studenten vortrug, leuchtete mir spontan ein und war von einer schlichten Evidenz. Er sagte, was er zu sagen

hatte, in etwa so: „Es gibt zweierlei Fragen, und wir tun gut daran, sie zu unterscheiden. Die erste Kategorie bilden die Fragen, die wir dem Leben stellen, die zweite Kategorie – und ich halte diese Kategorie für die wichtigere – bilden die Fragen, die uns das Leben stellt und die es darum verdienen ›Lebensfragen‹ (Genitivus subjectivus) zu heißen.“ Ausdrücklich und ausführlich hat Viktor E. Frankl das in seinem weltweit verbreiteten Buch „... trotzdem Ja zum Leben sagen: Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager“ erläutert. Dort gibt er zu bedenken:

„Was hier not tut, ist eine Wendung in der ganzen Fragestellung nach dem Sinn des Lebens: Wir müssen lernen und die verzweifelnden Menschen lehren, daß es eigentlich nie und nimmer darauf ankommt, was wir vom Leben noch zu erwarten haben, vielmehr lediglich darauf, was das Leben von uns erwartet! Zünftig philosophisch gesprochen könnte man sagen, daß es hier also um eine Art kopernikanische Wende geht, so zwar, daß wir nicht mehr einfach nach dem Sinn des Lebens fragen, sondern daß wir uns selbst als die Befragten erleben, als diejenigen, an die das Leben täglich und stündlich Fragen stellt – Fragen, die wir zu beantworten haben Leben heißt letztlich eben nichts anderes als: Verantwortung tragen für die rechte Beantwortung der Lebensfragen, für die Erfüllung der Aufgaben, die jedem einzelnen das Leben stellt, für die Erfüllung der Forderung einer Stunde.“³

Eben weil sie „Lebensfragen“ sind, muss man mit ihnen „leben“, muss man sie „leben“, und wenn es uns eines Tages gelingen sollte, Antwort zu geben, wird es nur eine solche sein, die wir als unsere eigene, eben mit unserem Leben selber geben können. Den Fragen, die das Leben (uns) stellt, müssen wir uns mit nichts weniger als unserem eigenen Leben stellen. Mit weniger geht das nicht.

Wenn ich diese Gedanken vortrage und bemerke, dass meine Studentinnen und Studenten sich durchaus für diese Frankl'sche Sicht der Dinge philosophisch gewinnen lassen, dann kann ich und darf ich, wie ich finde, es einfach nicht unterlassen, ihnen ein kleines Büchlein wärmstens zu empfehlen,

das ich als eines der letzten aus meiner einige Tausend Bücher umfassenden privaten Bibliothek hergeben würde. Hergeschenkt habe ich es schon etliche Male. Dieses kleine Büchlein ist mir lieb geworden, und weil es das ist, möchte ich, dass es viele – gerade junge Menschen – ebenfalls lieb gewinnen. Es handelt sich um das kleine Bändchen „Briefe an einen jungen Dichter“ des Dichters Rainer Maria Rilke (1875-1926). Was der große Dichter dem jungen Dichter Franz Xaver Kappus (1883-1966) einst Brief für Brief schrieb, war Einführung und Einweisung in die Weise, das Leben so zu leben, dass es ein gutes werden und sein kann.

Welche einzelnen Fragen es gewesen sind, die sich dem jungen Mann Franz Xaver Kappus stellten, als er noch dabei war, ein Dichter zu werden, wissen wir nicht. Was wir jedoch wissen, ist immerhin dies: Dem jungen Mann haben sich Fragen gestellt, und er hat Rainer Maria Rilke davon auch in ernstesten Briefen geschrieben.

Erwähnens- und erwägenswert ist der kluge, weise und gescheite Lebensrat, den Rainer Maria Rilke seiner fragenden Seele zu geben wusste und wohl auch vermochte. Von Worpswede aus, wo er gerade weilte, schrieb Rainer Maria Rilke am 16. Juli 1903 dem jungen Dichter diese Zeilen:

„Sie sind so jung, so vor allem Anfang, und ich möchte Sie, so gut ich es kann, bitten, lieber Herr, Geduld zu haben gegen alles Ungelöste in Ihrem Herzen und zu versuchen, *die Fragen selbst* liebzuhaben wie verschlossene Stuben und wie Bücher, die in einer sehr fremden Sprache geschrieben sind. Forschen Sie jetzt nicht nach den Antworten, die Ihnen nicht gegeben werden können, weil Sie sie nicht leben könnten. Und es handelt sich darum, alles zu leben. Leben Sie jetzt die Fragen. Vielleicht leben Sie dann allmählich, ohne es zu merken, eines fernen Tages in die Antwort hinein.“⁴

Die „heilige“ Unruhe des Fragenden

Wer denkend fragt bzw. fragend denkt, muss sich über eines klar sein: ob seinem Fra-

gen (eine) Antwort zuteil wird, steht (noch) dahin. Der fragende Zugriff auf die Dinge des Lebens und der Wille „Daß ich erkenne, was die Welt/Im Innersten zusammenhält“, wie Johann Wolfgang von Goethe (1749-1832) seinen „Faust“ sagen lässt, werden es nicht schaffen, ein vollendetes Verstehen zu erwirken und zu erreichen. Denn die Summe des Lebens, durch Vernunft dividiert, geht niemals „ohne Rest“ auf, wie der Münsteraner Philosoph Peter Wust (1884-1940) diesen Sachverhalt einmal gekonnt formuliert hat.⁵ Es gibt wohl (mehr als) genug Fragen, denen letzte Antworten versagt bleiben. Als antwortlos bleibende Fragen müssen sie ausgehalten werden. Und die Sache des Philosophierens dürfte gerade darin zu suchen sein, dass dieses sich den Fragemut auch dort bewahrt, wo nicht absehbar ist, dass dem Wort der Frage ein Wort, das Antwort ist, gegeben wird.

Es gehört zur Eigenart philosophischen Fragens, dass es sich nicht auf bereits Be- und Erfragtes begrenzen und beschränken lässt. Es will weiter und weiter die unendlichen Räume des noch nicht Be- und Erfragten betreten und ist so unermesslich.

„Der Gedanke ist eine seltsame Weite“ lautet der Titel eines Buches von Karol Wojtyła, des späteren Papstes Johannes Paul II., das im Jahre 1990 in deutscher Sprache erschien.⁶ Die Bewegung des Denkens, der Weg des Denkens geht in die Weite dessen, was alles da ist, was uns zu denken gibt, und diese Weite ist ebenso die Weite des Endlichen wie die des Unendlichen.

Philosophisches Fragen ist ein Fragen mit dauernd hungrigem Mund. Wer ein gesetztes und gesättigtes Leben führen will, der bleibe der Philosophie und ihren Fragestellungen fern. „Denn Philosophieren bedeutet nicht: Antworten finden und mit ihnen sich zur Ruhe setzen. Philosophieren heißt: immer neu die wesentlichen Fragen stellen.“⁷ Wer jedoch die „heilige“ Unruhe des Fragens, des In-Frage-Gestelltseins, des sich ebenso als fragend wie sich befragt wissend als seinem Dasein elementar zugehörig erkennt und anerkennt, dem wird es letztlich auch nichts ausmachen, nicht aus seinem Lebensvollzug

jenen Denkvollzug auszusparen und auszusperren, der sich aufs Fragen versteht.

„Philosophie bietet demnach vor allem Fragen und nicht Antworten?“ fragte das wöchentlich erscheinende Magazin FOCUS kürzlich den philosophischen Bestsellerautor Richard David Precht (* 1964). Und dieser gab zur Antwort:

„Ja. Gute Philosophie hilft, intelligenter über sich selbst nachzudenken. Sie hilft vielleicht auch zu erkennen, dass man manchmal die falschen Fragen stellt oder dass man die richtigen Fragen auf die falsche Weise stellt und deshalb nie zu guten Antworten kommt.“⁸

Als die philosophisch bedenkenswerteste Frage hinter allen Fragen kann vielleicht die Frage gelten, wie man mit ungelösten oder unlösbaren Fragen leben kann.

Eines Tages kann es einem in seinem Leben so ergehen, dass etwas über einen hereinbricht, das alles und nicht nur vieles in Frage stellt. In solchen Lebenssituationen haben wir keine Frage(n); wir werden uns dann selbst zu einer – großen – Frage. Der Kirchenvater und Kirchenlehrer Aurelius Augustinus (354-430) hat anlässlich der Erfahrung des Todes seines Freundes seine seelische Stimmung in die Worte gefasst:

„Factus eram ipse mihi magna quaestio ...“

„Ich war mir selbst zu einer großen Frage geworden ...“.⁹

Fragen wird erst da wirkliches Fragen, wo es erlittenes Fragen ist, wo das Leben auf ein „factum brutum“ trifft, das alles bislang Selbstverständliche erschüttert und so in Frage stellt, wo wir uns selbst, die Welt und Gott nicht mehr verstehen, wo uns der Boden unter den Füßen weggezogen zu werden scheint, wo wir nicht mehr wissen, was uns jetzt noch Halt geben kann, wo wir glauben rufen zu müssen: „Gibt denn keiner Antwort?“¹⁰

Religiös (un)musikalisches Fragen

Ich wüsste keinen, der die geradezu (nahezu) unerträgliche Situation zwischen dem

fragenden Menschen, der auf Antwort aus ist, der darauf aus ist, dass seiner Frage eine ebenbürtige Antwort gegeben wird, und der großen Frustration, die daraus erwächst, dass dies nicht geschieht, besser in wenigen Worten beschrieben hätte als Albert Camus (1913-1960) in seinem philosophischen Essay „Der Mythos des Sisyphos“ aus dem Jahre 1942, wenn er dort konstatiert, dass der Mensch fragt, doch die Welt schweigt.¹¹

Wie Sisyphos, der seinen Stein wieder und wieder den Berg hinaufrollt, „muss“ auch der Mensch wieder und wieder fragen – er kann gar nicht anders: er kann nicht nicht fragen. Denn es ist das Gesetz seiner Existenz, dass diese ihm Fragen aufgibt, ihm das Fragen aufgibt, dem er sich nicht entziehen kann. Für Albert Camus gründet darin die Absurdität des Daseins, immer und immer wieder dieselben „schweren“ Fragen stellen zu müssen und ebenso dabei Mal um Mal die Vergeblichkeit dieses Fragebemühens erleben und erleiden zu müssen, das unbeantwortet verhallt.

Es gebe gewisse Dinge, mit denen müsse der Mensch „prinzipiell trostlos“ leben, schrieb der Philosoph Jürgen Habermas (*18. Juni 1929) in seinem 1973 erschienenen Buch „Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus“.¹² Ohne den Trost der Religion, überhaupt ohne jeden Trost. Immerhin hat Jürgen Habermas in seiner Dankesrede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels im Jahre 2001 seiner Zuhörerschaft dann doch zu verstehen gegeben, dass es Dinge der Religion gibt, die auch „dem religiös Unmusikalischen“ durchaus „etwas sagen“¹³ können. Damit schwächt er selbst seine frühere These doch um einiges ab, was dem „religiös Musikalischen“ in jedem Fall zu denken geben sollte.

Ganz so einfach ist es allerdings mit dem Trost der Religion auch für den „religiös musikalischen“ Menschen nicht. Denn auch ein solcher hat seine liebe Not mit den Fragen, die er stellt und die sich ihm stellen dergestalt, ohne dass ihm sein Gott sie ihm in Gestalt eines „Deus ex machina“ löst. Der „religiös musikalische“ Mensch wird es so halten, dass er seine Fragen betend vor Gott trägt und ihm

gegenüber diese Form des Betens als sein letztes Recht, das ihm noch bleibt, ansehen wird.

Helge Adolphsen (* 10. Oktober 1949), langjähriger Hauptpastor an St. Michaelis in Hamburg, hat eine Reihe von Gebeten verfasst, die er „Minuten-Gebete“ nennt. In einem dieser Gebete, das sich tatsächlich in einer Minute beten lässt, macht er sich stark für das betende Fragen bzw. fragende Beten und tut das so:

Die Frage ist oft das letzte Gebet

„Die Frage ist oft das letzte Gebet, das Gott uns gibt“, sagt Max Frisch.

*Gott, ob mir mein Leben
oder ich selbst zur Frage werde,
ich weiß es nicht.
Ich habe gelernt, den Dingen auf den
Grund zu gehen,
ich will suchen und sinnen,
bis ich verstehe.
Ich will meinen Geist beweglich halten,
meine Gedanken konzentrieren.
Aber sie fliegen mir immer wieder davon.
Ich weiß nicht, warum andere mich meiden.
Ich verstehe nicht, warum sie sich mir verschließen.
Ich kämpfe mit mir, will mich öffnen.
Aber ich bin festgelegt.
Immer dann, wenn ich freundlich und offen war,
haben sie mich ausgenutzt.
Ich fühle mich verraten, einsam und gestraft.
Mein Ich ist mir zum Gefängnis geworden.
Warum, o Gott, warum?
Du bist mir zur Frage geworden.
Sie lastet auf mir.
Halte mich fest in meinem Fragen.
Lass es umschlossen sein von deiner Nähe.
Damit ich weiß:
Ich bleibe in Kontakt mit mir und mit dir.
Auch im antwortlosen Fragen.
Lass mich verstehen, dass mein bohrendes Fragen
ein Gebet ist,
das du mir gibst
und das von dir gehört wird.¹⁴*

Wer betend so fragt bzw. fragend so betet, wie Helge Adolphsen es in diesem seiner „Minuten-Gebete“ tut, der kann nicht umhin, sich einzugestehen: „Du, Gott, Du selbst bist mir zu einer großen Frage geworden und darüber vielleicht auch fraglich.“ Darüber – über diesem Fragen seitens des Menschen – kann ein ganzes Leben vergehen. Und wenn dann der Tod da ist, was dann? Sterben die Fragen mit dem sterbenden Leben oder überleben, überdauern sie den Tod, so denn gilt, „vita mutatur, non tollitur“, wie es in der Präfation für die Totenmessen im lateinischen Messbuch heißt?

Das eschatologische Recht zur Frage

Wenn der Mensch als der, der er in der Geschichte seines Lebens geworden ist und zu dem er sich darin gemacht hat, auferweckt wird, dann sind damit auch die – zeitlebens ungelöst und unbeantwortet gebliebenen – Fragen wiederbelebt – ohne jede Frage, ohne jeden Zweifel.

So sicher es sei, dass er sich im „Jüngsten Gericht“ den Fragen Gottes stellen müssen, so sicher sei auch, dass er auch Gott Fragen stellen wolle, hat kein Geringerer als Romano Guardini (1885-1968) als Religionsphilosoph und katholischer Theologe selbstbewusst buchstäblich am Ende seines Lebens betont. Der Mensch als das Wesen der Frage, das fragen kann und fragen muss, habe das Recht zur Frage – zu einer letzten – eschatologischen – Frage an Gott.

Ein eindrückliches Zeugnis für diese seine Sicht der Dinge verdanken wir dem katholischen Publizisten Walter Dirks (1901-1991), der sich an seinen letzten Besuch bei dem todkranken Münchener Religionsphilosophen und Theologen Romano Guardini so erinnert:

„Der es erlebte, wird es nicht vergessen, was ihm der alte Mann auf dem Krankenlager anvertraute. Er werde sich im Letzten Gericht nicht nur fragen lassen, sondern auch selber fragen; er hoffe in Zuversicht,

daß ihm dann der Engel die wahre Antwort nicht versagen werde auf die Frage, die ihm kein Buch, auch die Schrift selber nicht, die ihm kein Dogma und kein Lehramt, die ihm keine „Theodizee“ und Theologie, auch die eigene nicht, habe beantworten können: Warum, Gott, zum Heil die fürchterlichen Umwege, das Leid der Unschuldigen, die Schuld?“¹⁵

Leben zu lernen heißt wesentlich auch, mit Fragen leben zu können. Derselbe Romano Guardini, der in dichter Nähe zu seinem Tod das eschatologische Recht zur Frage verteidigt hat, konnte etliche Jahre vor seinem Tod schreiben:

„Es gibt Fragen verschiedener Art. Die einen sind dafür da, um gelöst zu werden (...) Andere sind dafür da, um gelebt zu werden.“¹⁶

Das ist ein Satz, der stimmt. Daneben, nicht dagegen ist wohl zu sagen: Wir dürfen mit Recht die verwegene Hoffnung haben, dass Gott einmal, wie er alle Tränen abwischen wird von unseren Augen, auch der sein wird, der alle bangen Fragen unseres Herzens lösen wird. Ich habe daran keinen Zweifel. Vielleicht wird es dann so sein, dass unsere schweren, großen, bangen Fragen in der Seligkeit des himmlischen Lebens der Ewigkeit „verklärte“ Fragen sein werden, wie ja der „verklärte Leib“ des Auferstandenen noch die Wundmale trug.

Das „Ewig-Kindliche“ und die kleinen und großen Fragen der Kleinen und Großen

Der als jemand, der sowohl für die kleinen wie die großen Leute phantastische Geschichten erzählt hat, bekannt gewordene Schriftsteller Michael Ende (1929-1995) hat einmal gesagt, es sei ganz wichtig, dass Menschen, wenn sie längst groß und erwachsen geworden sind, sich „das Ewig-Kindliche“ bewahren¹⁷ und damit gerade auch die von Papst Franziskus an Kindern so bewunderte „Fähigkeit“, Fragen, die auf den Grund der Dinge gehen, unvermittelt und unmittelbar zu stellen.

Dreißig der Kinderfragen, die ihn brieflich erreicht hatten, direkt zu beantworten hat sich Papst Franziskus seinerzeit gern die Zeit genommen. Erstaunlich genug: Wer verweilend – Zeile für Zeile – liest, was Papst Franziskus zu den kinderschweren Fragen zu sagen weiß, spürt, dass er ein Mann ist, der sich „das Ewig-Kindliche“ bewahrt hat, da er weiß, dass es gerade das ist: „(wieder) zu werden wie die Kinder“ (Mt 18,3), wozu uns das Evangelium einlädt. Kindlich – nicht zu verwechseln mit kindisch – sollen wir werden, es (wieder) sein, um uns die unverstellte, unverfälschte, ungetrübte Ursprünglichkeit des Fragens wieder (zurück) zu gewinnen, die uns nahe der Wahrheit der Dinge wohnen und diese sich uns in ihrer Unverborgenheit (griechisch: „*alétheia*“) zeigen lässt.

Kein Kind ist (so) zu klein, große Fragen zu stellen. Und kein Erwachsener ist (so) zu groß, dass er es nicht immer noch vermöchte, „kindliche“ Fragen zu stellen. Was das angeht, sollte sich buchstäblich kein Großer und kein Kleiner „kleinkriegen“ lassen. Der vor allen Dingen wegen seiner Liebesgedichte bekannt gewordene österreichische Dichter Erich Fried (1921–1988) hat bezeichnenderweise dazu ein kleines Gedicht geschrieben. Es ist das Gedicht:

Kleine Frage

*Glaubst du
du bist noch
zu klein
um große
Fragen zu stellen?*

*Dann kriegen
die Großen
dich klein
noch bevor du
groß genug bist.¹⁸*

Das Gedicht ist gleichermaßen ein Mahn- wie ein Warngedicht. Was es sagt, sollten sich Klein und Groß gesagt sein lassen – unbedingt!

Umgang mit einer grundlegenden Katechismus-Frage

„Wozu sind wir auf der Erde?“ lautete eine der klassischen großen Katechismus-Fragen, die sich etwa auch im Youcat, dem offiziellen Jugend-Katechismus der römisch-katholischen Kirche aus dem Jahre 2011, der ein jugendgemäßes Lern- und Lebensbuch des Glaubens sein will, nachlesen lässt und dort diese Beantwortung erfährt: „Wir sind auf der Erde, um Gott zu erkennen und zu lieben, nach seinem Willen das Gute zu tun und eines Tages in den Himmel zu kommen.“¹⁹

Im Wort „Katechismus“ klingt das griechische Wort „Echo“ mit an, was durchaus einen stimmigen und göltigen Sinn ergibt, soll ein Katechismus doch ein Buch sein, in dem gewissermaßen die Glaubens- und Lebenslehre der Kirche „widerhallt“, eben ihr „Echo“ findet.

Die alte Katechismus-Frage, wozu wir auf der Erde bzw. auf der Welt sind, ist darum eine große Frage, weil wir sie nicht *umgehen* können und darum mit ihr *umgehen* müssen. Wie das gehen kann, und dass das sogar gut gehen kann, hat der durch sein Kinderbuch „Ente, Tod und Tulpe“²⁰ bekannt gewordene Kinderbuchautor Wolf Erlbruch (*30. Juni 1948) in seinem zunächst in französischer Sprache 2003 in Paris erschienenen Buch „La grande question“ und dann in deutscher Sprache ein Jahr später unter dem Titel „Die große Frage“ in Wuppertal erschienenem Buch gezeigt. In einfacher, wirklich kindgerechter Sprache wird in diesem Buch, das sich im deutschsprachigen Raum bisher in über 50.000 Exemplaren verkauft hat und in sechzehn Sprachen übersetzt wurde, die „große Frage, wozu wir auf der Welt sind“, durchbuchstabiert, durchdekliniert und -konjugiert, und das liest sich dann im Ganzen so:

*„Sagt der Bruder: ‚Um Geburtstag zu feiern, bist du auf der Welt.‘
Sagt die Katze: ‚Zum Schnurren bist du auf der Welt. – Höchstens noch zum Mäuse fangen.‘
Sagt der Pilot: ‚Du bist da, um die Wolken zu küssen.‘*

Sagt die Großmutter: ‚Natürlich bist du auf der Welt, damit ich dich verwöhnen kann.‘
Sagt der Vogel: ‚Um dein Lied zu singen, bist du da!‘
Sagt der dicke Mann: ‚Zum Essen ist man auf der Welt.‘
Sagt die Drei: ‚Du bist auf der Welt, damit du eines Tages bis drei zählen kannst.‘
Sagt der Soldat: ‚Du bist auf der Welt, um zu gehorchen!‘
Sagt der Hund: ‚Ich glaube, man ist zum Bellen auf der Welt – und zeitweise, um den Mond anzuheulen.‘
Sagt der Matrose: ‚Um die Meere zu befahren, bist du auf der Welt.‘
Sagt der Tod: ‚Du bist auf der Welt, um das Leben zu lieben.‘
Sagt der Stein: ‚Du bist da, um da zu sein.‘
Sagt der Vater: ‚Weil Mama und ich uns lieb haben.‘
Sagt der Gärtner: ‚Um Geduld zu haben, bist du auf der Welt.‘
Sagt der Blinde: ‚Du bist auf der Welt, um zu vertrauen.‘
Sagt der Bäcker: ‚Du bist da, um früh aufzustehen.‘
Sagt die Ente: ‚Ich habe überhaupt keine Ahnung.‘
Sagt die Schwester: ‚Um dich selbst lieb zu haben.‘
Sagt das Kaninchen: ‚Du bist auf der Welt, um gestreichelt zu werden.‘
Sagt der Boxer: ‚Du bist da, um zu kämpfen!‘
‚Du bist da, weil ich dich lieb habe‘, sagt die Mutter.
*Im Laufe der Zeit, wenn du größer wirst, findest du bestimmt noch viele Antworten auf die große Frage. Hier kannst du sie aufschreiben.“*²¹

Eine große Ehrung wurde Wolf Erlbruch vor nicht langer Zeit zuteil. Am 29. Mai 2017 erhielt er in Stockholm den Astrid Lindgren Memorial Award – das ist der mit 500.000 Euro höchstdotierte Kinderbuchpreis der Welt, so eine Art „Nobelpreis“ für Kinderliteratur. Den Preis entgegennehmen zu können hat Wolf Erlbruch als große Ehre empfunden und sich sehr darüber erfreut,

obgleich er selbst als Person nicht gern im Mittelpunkt steht.

Wolf Erlbruch hat mit seiner Geschichte „Die große Frage“ kein Lehrstück ohne Lehre geschrieben. Doch die Lehre, die im Subtext der Geschichte verborgen ist, ist da zu suchen, wo „das Weiße zwischen den Worten“²² ist, also in der berühmten appellativen Leerstelle, die jede gute Geschichte hat.

Diese Leerstelle spielt den Ball der großen Frage, um den sich in der Geschichte alles dreht, jeder Leserin und jedem Leser zu., die/der sich jetzt zu fragen hat: „Wozu bin ich denn auf der Welt?“ und dabei unter Umständen vielleicht eine überraschende Entdeckung machen.:

Der Wächter

Mag ja sein, dass wir, längst groß geworden, die großen Fragen vergessen (haben), was wir jedoch tunlichst vermeiden sollten. Gott sei Dank vergessen die großen Fragen uns nicht. Und sie haben ihre Diener, die „Boten“ und damit Überbringer der Nachricht sind, uns doch „gefälligst“ (uns den Gefallen zu tun) der Fragen zu erinnern, die in uns schlafen und schlummern, doch endlich einmal geweckt und mit wachem Geist wahrgenommen werden wollen.

„Engel (sagt man) wüßten oft nicht, ob sie unter / Lebenden gehn oder Toten“ – dichtete einst der Dichter Rainer Maria Rilke (1875-1926) in der ersten seiner „Duineser Elegien“.²³ Es ist gut, dass unter uns Lebenden „Engel der Frage“ gehen, die eine Botschaft zu verkünden haben, welche die heilige Hildegard von Bingen (1098-1179) in die Worte gekleidet hat: „Wo im Menschen die Frage nicht ist, da ist auch nicht die Antwort des Heiligen Geistes“.²⁴ Dem zur Seite zu stellen sind die Worte, die Papst Franziskus in seinem weltweit bekannt gewordenen Interview, um das ihn die Chefredakteure der europäischen Jesuitenzeitschriften einst gebeten hatten, im Jahre 2013 gesagt hat:

„Wenn einer Antworten auf alle Fragen hat, dann ist das der Beweis dafür, dass

Gott nicht mit ihm ist. Das bedeutet, dass er ein falscher Prophet ist, der die Religion für sich selbst benutzt. Die großen Führer des Gottesvolkes wie Mose haben immer Platz für den Zweifel gelassen. Man muss Platz für den Herrn lassen, nicht für unsere Sicherheiten. Man muss demütig sein."²⁵

In jedem Fall gilt: Wer will, dass ihm Antwort gegeben wird, hat sich im Handwerk des Fragens zu üben. Denn ohne die Übung des Fragens gewährt „der Engel der Wahrheit“ seinen Beistand nicht.

Anmerkungen:

- ¹ VÅSEK, THOMAS: Philosophie! Die 101 wichtigsten Fragen. Darmstadt 2017.
- ² HEIDEGGER, MARTIN: Die Frage nach der Technik, in: DERS.: Vorträge und Aufsätze. Pfullingen 51985, 9–40, 40.
- ³ FRANKL, VIKTOR E.: ... trotzdem Ja zum Leben sagen. Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager. Vorwort von Hans Weigel. München 1982, 124f.
- ⁴ RILKE, RAINER MARIA: Briefe an einen jungen Dichter. Frankfurt am Main 1981, 21.
- ⁵ Vgl. WUST, PETER: Ungewissheit und Wagnis. München ⁷1962, 17.
- ⁶ WOJTYLA, KAROL: Der Gedanke ist eine seltsame Weite. Betrachtungen, Gedichte. Aus dem Polnischen übertragen und herausgegeben von Karl Dedecius. Freiburg im Breisgau 1990.
- ⁷ WEISCHEDEL, WILHELM: Die philosophische Hintertreppe. 34 Philosophen in Alltag und Denken. München 21976, 187.
- ⁸ Wozu brauchen wir noch Philosophen, Herr Precht? Nur wer nachdenkt, kann sein Leben frei gestalten, mahnt Bestsellerautor Richard David Precht. Die Philosophie gibt keine Antworten vor. Aber sie hilft, sich die richtigen Fragen zu stellen, in: FOCUS Nr. – 51 – 16. Dezember 2017 – S. 106–110, 106.
- ⁹ AURELIUS AUGUSTINUS: Bekenntnisse. Lateinisch und deutsch. Eingeleitet, übersetzt und erläutert von Joseph Bernhart. Mit einem Vorwort von Ernst Ludwig Grasmück (insel taschenbuch 1002). Frankfurt am Main 1987, IV,9.
- ¹⁰ BÖRCHERT, WOLFGANG: Draußen vor der Tür. Ein Stück, das kein Theater spielen und kein Publikum sehen will, in: DERS.: Das Gesamtwerk. Mit einem biographischen Nachwort von Bernhard Meyer-Marwitz. Reinbek bei Hamburg 1986, 99–165, 165.

- ¹¹ Vgl. CAMUS, ALBERT: Le Mythe de Sisyphe, Paris 1942, dt.: Der Mythos des Sisyphos. Deutsch und mit einem Nachwort versehen von Vincent von Wroblewsky. Reinbek bei Hamburg 182014, 40.
- ¹² HABERMAS JÜRGEN: Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus (edition suhrkamp 623). Frankfurt am Main 1973, 165.
- ¹³ HABERMAS, JÜRGEN: Glauben und Wissen. *Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 2001*. Laudatio: Jan Philipp Reemtsma, Sonderdruck edition suhrkamp. Frankfurt am Main ⁹2016.
- ¹⁴ ADOLPHSEN, HELGE: Minuten-Gebete, Stuttgart 2000, 76f.
- ¹⁵ RAHNER, KARL: Warum läßt Gott uns leiden?, in: DERS.: Schriften zur Theologie XIV. 450–466, 465.
- ¹⁶ GUARDINI, ROMANO: Glaubensbekenntnis. Versuche zur Unterscheidung und Vertiefung. Würzburg 1949, 42f.
- ¹⁷ ENDE, MICHAEL: Über das Ewig-Kindliche, in: Scheidewege 16 (1986/87) 205–219.
- ¹⁸ FRIED, ERICH: Gedichte. Ausgewählt und herausgegeben von Klaus Wagenbach. Mit einem Nachwort des Herausgebers. München ¹⁰2002, 86. Ursprünglich: Erich Fried, Kleine Frage, aus: Ders., Lebensschatten. ©1981 Verlag Klaus Wagenbach, Berlin.
- ¹⁹ YOUCAT. Deutsch. Jugendkatechismus der Katholischen Kirche. Mit einem Vorwort von Papst Benedikt XVI., Königstein/Ts. 12. aktualisierte Auflage 2015, 14.
- ²⁰ ERLBRUCH, WOLF: Ente, Tod und Tulpe, München 2007.
- ²¹ ERLBRUCH, WOLF: La grande question, Paris 2003, dt.: ders., Die große Frage. Peter Hammer Verlag, Wuppertal 2004. Die Rechte liegen beim Peter Hammer Verlag GmbH.
- ²² FRISCH, MAX: Tagebuch 1946–1949, in: DERS.: Gesammelte Werke in zeitlicher Folge. Jubiläumsausgabe in sieben Bänden. Herausgegeben von Hans Mayer unter Mitwirkung von Walter Schmitz. Frankfurt am Main 1986, Band II, 378. Siehe auch: FRISCH, MAX: Schwarzes Quadrat. Zwei Poetikvorlesungen. Herausgegeben von Daniel de Vin unter Mitarbeit von Walter Obschlager. Mit einem Nachwort von Peter Bichsel. Frankfurt am Main 2008, 23.
- ²³ RILKE, RAINER MARIA: Duineser Elegien, in: DERS.: Sämtliche Werke. Herausgegeben vom Rilke-Archiv in Verbindung mit Ruth Sieber-Rilke besorgt durch Ernst Zinn, 6 Bände. Frankfurt am Main 1987, Band I, 683–726, 688.
- ²⁴ Zitiert nach: SCHIPPERGES, HEINRICH: Hildegard von Bingen (Beck'sche Reihe). München 1995, 9.
- ²⁵ SPADARO, ANTONIO SJ: Das Interview mit Papst Franziskus. Herausgegeben von Andreas R. Batlogg SJ. Freiburg im Breisgau 2013, 60.

Katholikentag

Anmerkungen zu einem „Premium-Produkt“
unter den kirchlichen Großveranstaltungen

1. Anfänge der christlichen Großveranstaltungen

Solange wir in die Geschichte der Menschheit zurückschauen können, trafen Menschen sich immer schon, um gemeinsam zu essen, und nahmen dies zum Anlass, miteinander zu kommunizieren.

Menschen trafen sich ursprünglich auch nur zu rein verbalen Kommunikationsformaten, und stellten dann nach Stunden der Begegnung fest, dass sie für sich ja auch noch die Nahrungsaufnahme organisieren müssten. So ist es auch zur Zeit Jesu gewesen und oft bis heute geblieben.

Um das Miteinander-Essen bzw. etwas zu essen organisieren zu müssen geht es in so manchen neutestamentlich belegten Formaten jesuanischer Kommunikation.

Da ist z.B. im Anschluss an die „Selbsteinladung“ Jesu in das Haus des Zachäus eine kleinere Essensgemeinschaft zu vermuten. Das Neue Testament überliefert: „Als Jesus an die Stelle kam, schaute er hinauf und sagte zu ihm: Zachäus, komm schnell herunter! Denn ich muss heute in deinem Haus bleiben (Lk 19, 5).

Die wohl prominenteste und nachhaltigste Begegnung auf Einladung Jesu ist mit 12 „Tischreservierungen“ bei Mt 26,20 beschrieben: „Als es Abend wurde, begab er sich mit den zwölf Jüngern zu Tisch (...).“

Einen zahlenmäßigen Sprung im jesuanischen Begegnungsformat macht die Speisung der 5000: „Am Abend aber traten seine Jünger zu ihm und sprachen: Die Gegend ist öde und die Nacht bricht he-

rein; lass das Volk gehen, damit sie in die Dörfer gehen und sich zu essen kaufen. Aber Jesus sprach zu ihnen: Es ist nicht nötig, dass sie fortgehen; gebt ihr ihnen zu essen. Sie sprachen zu ihm: Wir haben hier nichts als fünf Brote und zwei Fische“ (Mt 14,15ff).

2. „Vorbild“ antike Großveranstaltungen

Auch in der griechisch und römisch geprägten antiken Welt vor Christus hat die Großveranstaltung einen gewachsenen Platz in der gesellschaftlichen Kommunikation. So in den griechischen und von den Römern übernommenen Theateraufführungen an festen Spielorten und bei den „sportlichen“ Wettkämpfen in den Arenen der Antike, wie z. B. in den Vorgängerbauten des Kolosseums in Rom.

Mit diesen Großveranstaltungen, an denen oft auch weit über 1000 Menschen teilnahmen, war aus rein pragmatischen Gründen auch die Frage verbunden, wie die Beköstigung der Teilnehmer organisiert werden könne.

In der in die Zeit Jesu hineininterpretierten Satire „Das Leben des Brian“, eine Komödie der britischen Komikergruppe Monty Python aus dem Jahr 1979, wird diese Problemstellung in einer lustigen, nicht ernst zu nehmenden Szene aufgegriffen, in der einer der Protagonisten, sein Name ist Brian, während einer Großveranstaltung für Snacks wirbt: „Lerchenzungen! Zaunköniglebern! Buchfinkenhirne! Gefüllte Jaguarohrläppchen! Wolfzitzenchips! Greifen sie zu, solange sie noch heiß sind. Hier gibt es die feinen gesalzenen Lerchenzungen, Zaunköniglebern...“¹

Veranstaltungen mit mehreren (hundert) Menschen, die in ihrem Zeitraster die üblichen Zeiten der Essensaufnahme wie Frühstück, Mittagessen und/oder Abendbrot tangieren, waren immer schon, egal für welche Zielgruppe und in welcher Gesellschaft, so auch zurzeit Jesu und früher,

vor die Frage der Beköstigung gestellt. Auch die biblischen Berichte von Großveranstaltungen machen deutlich, wie wichtig ein gutes Catering war, das den Jüngern Jesu allerdings nicht so ganz zu gelingen schien: „Aber Jesus sprach zu ihnen: Es ist nicht nötig, dass sie fortgehen; gebt ihr ihnen zu essen. Sie sprachen zu ihm: Wir haben hier nichts als fünf Brote und zwei Fische.“ Das klingt eher nach nicht gut organisiert, natürlich rein essenstechnisch betrachtet.

3. Treffen der Christen im großen Format

Im Vergleich mit der Beköstigung in christliche Großveranstaltungen früher ist heute deren Organisation meist besser aufgestellt. Das liegt auch daran, das heute eine gute Verpflegung wesentlich dazu beitragen kann, damit das „Eigentliche“ gelingen kann, die zielgerichtete Kommunikation der Teilnehmenden.

Dr. Thomas Großmann, Leiter der Arbeitsgruppe Katholikentage und Großveranstaltungen im Zentralkomitee der deutschen Katholiken, in dieser Funktion erfahren in 12 Katholikentagen und zwei Ökumenischen Kirchentagen, definiert eine kirchliche Großveranstaltung im Gespräch wie folgt: „Wo 2.000 oder 30.000 in ‚seinem‘ Namen zusammen sind, da ist eine kirchliche Großveranstaltung. Dabei ist es gleichgültig, ob es sich um ein Friedenstreffen von Sant’ Egidio, um einen Kirchen- oder Katholikentag oder um einen Weltjugendtag handelt.“

Auf die Frage, ob es spezifische und wiederkehrende Teilelemente in den Großveranstaltungen gebe, führt Großmann weiter aus:

„Natürlich wird eine Großveranstaltung erst durch Gebet und gottesdienstliche Elemente (oder eine andere Form des Gottesbezugs, z.B. einen Geistlichen Vortrag) erkennbar zu einer kirchlichen Großveranstaltung.“

4. Verstehe! Der Exkurs in die Geschichte

Ein gewachsenes Miteinander von Laien und Klerikern ist nur von den Anfängen der Katholikentage her zu begreifen, welche sich damals „Zentralkomitee zur Vorbereitung der Generalversammlung der katholischen Vereine“ nannten.

Dr. Großmann führt aus: „Es braucht einen historischen Kurztrip zurück in die Mitte des 19. Jahrhunderts, als sich Katholiken in Deutschland staatlicherseits nicht besonders wertgeschätzt fühlten. Sie nutzen die Errungenschaften der sog. Bürgerlichen Revolution von 1848, um für die kath. Kirche Freiheiten (zurück) zu erkämpfen, die ihnen der preußisch-protestantische Obrigkeitsstaat seit längerem verwehrte. Ein Mittel dazu war die Gründung zahlreicher, von Laienchristen initiierten und getragenen Vereine für kirchliche Freiheit. Diese verabredeten sich noch im Revolutionsjahr zu einer ersten Generalversammlung, um ihre Kräfte zu bündeln und ihre politische Schlagkraft zu erhöhen. Das war die Geburtsstunde der deutschen Katholikentage, die bald eine große Eigendynamik entwickelten und wiederum ihrerseits neue Vereinsgründungen hervorbrachten. Stark verkürzt könnte man sagen: Ein Schneeballsystem. Im Laufe der folgenden 170 Jahre änderten sich Auftrag und Format der Generalversammlungen/Katholikentage immer wieder. Gleichbleibend war und ist bis heute, dass sie von Laien (Laienorganisationen) getragen werden und dass Katholikentage nicht nur geistliche, sondern immer auch politische Veranstaltungen sein wollen, bei denen sich der Wille katholischer Christinnen und Christen zur Mitgestaltung von Gesellschaft und Politik manifestiert.“

Konkret auf die Frage: Wie viel Amtskirche braucht ein Katholikentag antwortet Großmann:

„Nach einer gewachsenen (guten) Tradition sollte der jeweilige Ortsbischof einem Katholikentag doch zumindest sehr aufgeschlossen gegenüberstehen. Mehr noch:

Er sollte ihn für sein Bistum ausdrücklich wollen und ihn als eine große Chance für die Kirche vor Ort betrachten."

Katholikentage sind immer eingebettet in ein Bistum. Sie können schon im Vorfeld besonders viele Menschen durch Partizipation involvieren, wenn die Bistumsleitung sich den Katholikentag und sein Motto schon in der zweijährigen Planungsphase zu eigen macht, wie hervorragend geschehen zum Katholikentag jetzt in Münster, von dem die Vorsitzende des Diözesankomitees der Katholiken im Bistum Münster sagt: „Wir sind Katholikentag“.²

5. Alleistellungsmerkmale

Mit Blick auf die Spezifika (Alleistellungsmerkmale) eines Katholikentages, dem „Premiumprodukt des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK)“³ beschreibt Großmann: „Das Spezifische für die deutschen (!) Katholikentage ist mindestens zweierlei: 1. dass sie von den katholischen Laienorganisationen (die im Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) zusammengeschlossenen katholischen Organisationen, Verbände und Räte) getragen und veranstaltet werden und 2. dass neben dem öffentlichen religiösen Bekenntnis immer gleichrangig die öffentliche Befassung mit gesellschaftspolitischen Fragen steht.“

Mit dem 1. Punkt verbunden ist auch eine Problemanzeige: Dr. Martin Stauch, ein erfahrener Geschäftsführer früherer Katholikentagen resümiert: „Ein Nachteil der Sonderstruktur des deutschen Verbandskatholizismus für Katholikentage ist dessen weltweite Sonderrolle.“⁴ Kein anderes Land hat annähernd solche von Laien getragenen Strukturen wie die im ZdK und „seines“ Katholikentag. Somit kann keine vergleichbare Struktur in anderen Ländern daran anknüpfen. Darüber hinaus scheinen an diesem Format des Laienkatholizismus Christinnen und Christen aus anderen Ländern wenig bis kein Interesse zu haben.

„Es gelingt nicht, Katholikentage zu exportieren oder Katholikinnen und Katholiken

aus anderen Ländern dafür zu gewinnen. Auch der ‚Mitteleuropäische Katholikentag‘, der 2003/2004 in Österreich stattfand, hatte mehr Wallfahrtscharakter“⁵, weil das Format Wallfahren weltweit praktiziert wird.

Gemeinsam

Die Formulierung Katholikentag macht deutlich, dass sie etwas anderes unterstreicht als der Begriff Kirchentag. Ohne hier tiefer in die Ekklesiologie einzutauchen, sei festgehalten, dass der Katholikentag eine Initiative von ursprünglich selbst organisierten Christinnen und Christen ist, die sich der Katholischen Kirche zugehörig wissen, aber kein Kirchentag der Katholischen Kirche.

Die Katholikentage sind auf die Begegnung von Christinnen und Christen besonders auch aus „lebendigen Gemeinden“ hin angelegt. Sie sind ausgerichtet auf die Diskussion engagierter Christinnen und Christen über gesellschaftlich virulente Themen und "brennende Fragen". Darüber hinaus sind sie orientiert am Prinzip der Partizipation, d.h. der aktiven Mitwirkung und Mitverantwortung möglichst vieler Teilnehmerrinnen und Teilnehmer, bezogen auf die Programmgestaltung und deren Durchführung. Dieses Format impliziert auch, dass (prominente) Personen weltlicher wie kirchlicher „Besonderheit“, also z.B. Politikerrinnen und Politiker, Bischöfe und Kardinäle, Vertreterinnen und Vertreter anderer Konfessionen und Religionen mit Blick auf spezifische Anliegen dazu (ein)geladen werden.⁶

Vereinfacht, nicht ausreichend einen Kern treffend, und anders pointiert ausgedrückt: „Katholikentage sind im wesentlichen groß-dimensionierte, gut gemeinte und inzwischen recht traditionell anmutende Do-it-yourself-Gemeindefeste.“⁷

Das Alleistellungsmerkmal der Großveranstaltung Katholikentag ist die Partizipation möglichst vieler an seiner Entwicklung und Durchführung. Dazu Zahlen⁸ vom Katholikentag 2018 in Münster: Bei 53 000 Dau-

erteilnehmenden engagierten sich ehrenamtlich als Helferinnen und Helfer u.a. in den Bereichen Ordnung, Verkehrsführung, Sicherheit, Logistik und Sanitär ca. 1930 Personen. Dazu kommen 119 Objektleiter mit 105 Assistenzen, 175 Gremienmitglieder, 729 engagiert in der Präsenz ihrer Pfarrgemeinden, 13 in der Bauleitung und 50 im Bereich Presse. Diese über 3100 Ehrenamtlichen wurden von einem Stab von Hauptamtlichen (mit unterschiedlichen Beschäftigungsumfängen) in Planung und Durchführung in über 2 Jahren unterstützt und angeleitet. Von diesen Hauptamtlichen musste in einer juristischen Verbindlichkeit - neben dieser Begleitung - Finanzen, Sicherheit, Verkehrslogistik, Raummanagement, Bühnenplanung, Unterkunft, Transport, Verpflegung, Öffentlichkeitsarbeit, Netzwerke u.v.m. gemanagt werden. Dieses sei bei allem Respekt, auch für die bewundernswerte Leitung beim Katholikentag in Münster, hier nicht weiter ausgeführt, verdient aber einen eigenen Artikel.

Themenfindung

Vor dem Hintergrund des jeweiligen Leitwortes, beispielsweise in Münster „Suche Frieden“, wird die thematische Ausfaltung in einzelne Veranstaltungen in der Katholikentagsleitung vollzogen. Die Leitung allerdings ist vor ein Dilemma gestellt, das sich automatisch ergeben muss, wenn Partizipation ein wichtiger Punkt sein soll.

Stauch beschreibt: „Auf der einen Seite will sie Themen vorgeben, Themen setzen, Schwerpunkte festlegen, Richtungsentscheidungen anstoßen. Das ZdK, aber auch das gastgebende Bistum, will über die Katholikentagsleitung, die formal das Programm beschließt, eigene Akzente setzen. Sie muss sich dazu aber der Hilfe vieler externer, ehrenamtlicher Gruppen bedienen. Diese Ehrenamtlichen haben jedoch ihren eigenen Kontext, häufig einen verbandlichen Hintergrund, persönliche Lebenserfahrungen, kurzum, sie haben eigene Interessen und Schwerpunkte. Sie

lassen sich ein Programm nicht verordnen. Dadurch wird eine Einflussnahme der Katholikentagsleitung erschwert. Veranstaltungen mit einem Schwerpunkt, der der Leitung wichtig ist, sind nur begrenzt machbar, noch dazu bei der Fülle der rund 1.200 Veranstaltungen. Eine Steuerung ist schwer.“⁹

Bei dem 101. Katholikentag hat die Leitung ein neues Instrument eingeführt, das Partizipation unangetastet lässt und doch eine inhaltliche Steuerung im Sinne einer Bündelung ermöglicht. In einem Themenfindungsworkshop, in dem die Träger des Katholikentags breit vertreten waren, wurden 32 Themen formuliert, die aus 32 verschiedenen „Ansichten“ die Befassung mit dem Leitwort zum Ausdruck brachten. Diesen 32 Themen wurde das Format des „großen Podiums“ zugeteilt, um deren Gestaltung sich die Gruppierungen des ZdK mit Ideenskizzen nun bewerben konnten, und bei Zuschlag mit der Planung und Durchführung beauftragt wurden. Inwieweit das die „Dichte“ des Katholikentages bereichert hat, obliegt der noch anstehenden Evaluation.

Wir-Gefühl

Was Ronald Hitzler primär auf den Weiljugendtag formuliert, kann man auch auf den Katholikentag sowie auf evangelische Kirchentage hin formulieren: „Es geht darum, a) den Glauben (Spiritualität) zu erleben, und es geht darum, b) sich selber als Teil einer universellen (weltumspannenden) Gemeinschaft zu erfahren, wodurch das insbesondere für Christen in europäischen Gegenwartsgesellschaften symptomatische Gefühl, einer Minderheit anzugehören, zumindest für einen intensiven ‚Moment‘ lang in eine bestätigende Mehrheitserfahrung ‚umgekehrt‘ wird.“¹⁰

Der Generalsekretär des ZdK, Dr. Stefan Vesper, seine Begeisterung für Katholikentage nicht verbergend, unterstreicht einen „Charakterzug“, der die Entstehung dieses Wir-Gefühls befördert.

„Sie (die Katholikentage) sollten 'Kopf und Herz' haben. Gute Events zeichnet aus, dass sie intellektuell redlich sind, ansprechend, nicht flach, gut vorbereitet, man muss merken: da hat sich jemand Gedanken gemacht und es gibt ein gutes Konzept. Und das Sinnliche ist wichtig: Singen, Schweigen, Lachen, gemeinsames Hören, es gehört so vieles dazu, was unsere Kirche in ihrer reichen Liturgie über die Jahrhunderte bewahrt hat: Kerzen, Weihwasser, Weihrauch, Salbung, gute Gerüche und Düfte, auch zum Beispiel eine Evangelienprozession, ein ‚Halleluja‘ und und und.“¹¹

6. Nachhaltigkeit

Jede kirchliche Großveranstaltung muss sich die Frage nach deren Nachhaltigkeit gefallen lassen, ohne in der Nachhaltigkeit die eigene Veranstaltung rechtfertigen zu müssen.

Nachhaltigkeit im Sinne einen Nutzen zu schaffen erläutert Großmann: „Wie kann man den Nutzen von etwas messen? Wenn aber eine mir unbekannte Frau, mit der ich zufällig über den KT ins Gespräch komme, noch Wochen nach einem KT sagt: ‚Ich war auch dabei und ich zehre immer noch davon!‘ Und wenn ich so eine Aussage dann mit X multipliziere, dann würde ich sagen: Die Mühe hat sich gelohnt.“ Nachhaltigkeit bezogen auf die Teilnehmerinnen und Teilnehmer kann man letztlich nur an solchem Erleben und Erinnern fest machen.

Als ein Symbol für Nachhaltigkeit einer ganz anderen Art kann die Kirche „Maria Regina Martyrum in Berlin verstanden werden, ein Ort des Gedenkens der Märtyrer der Glaubens (...) in der Zeit des Nationalsozialismus“¹², Die Idee und der Ansporn für diesen Kirchenbau ging aus dem Katholikentag 1958 in Berlin hervor.

7. Mediale Präsenz¹³

Großveranstaltungen wie der Katholikentag in Münster zeichnen sich auch als sol-

che durch die Eindrücke aus, die sie in der Medienlandschaft hinterlassen.

Über 1300 Journalisten hatten sich zur Berichterstattung im Pressezentrum des 101. Katholikentags in Münster akkreditiert, 300 mehr als in Leipzig und Regensburg und 500 mehr als in Mannheim. Die beauftragte Medienbeobachtung hat allein im Mai mehr als 65.000 mediale Erwähnungen gezählt. Davon über 10.000 in Hörfunk und Fernsehen und mehr als 3.000 in Printmedien.

Auch die Nutzung der eigenen Medien, der Website und der Sozialen Medien, ist ein Beleg für das große öffentliche Interesse an dieser Großveranstaltung. So kamen rund 190.000 Besucher auf die Homepage mit 900.000 Seitenansichten. Auf Instagram wurden 13.000 Impressionen gezählt, auf Twitter 248.000. Hier wurden die Follower auf 5.200 gesteigert. Bei Facebook war die Reichweite größer als 50.000 mit 10.800 Gefällt-mir-Angaben. Der speziell für Journalisten herausgegebene Newsletter wurde von etwas über 1.000 Journalisten genutzt.

Der Tenor fast aller Meldungen klang so wie dieser, von Joachim Frank im Kölner Stadtanzeiger beschrieben: „Es war der zugleich engagierteste und entspannteste, fröhlichste und forderndste, politisch wachste und kirchlich entschiedenste Katholikentag seit langer Zeit. ...“

8. Essen zum Treffen

Die „unbekannte Frau“, die im Nachgang zum Katholikentag 2018 sagte: „Ich war auch dabei und ich zehre immer noch davon“, wird vielleicht den Ökumenischen Kirchentag 2021 in Frankfurt besuchen, weil sie „neue Nahrung zu sich nehmen möchte“. Jede Nachhaltigkeit klingt einmal aus. Deshalb wird da, wo sich (viele) Menschen (wieder) treffen, auch die Organisation der Mahlzeiten immer wieder geklärt werden müssen.

So sind wir wieder zurück an den Anfang dieses Artikels gelangt: Organisation und

Essen in Großveranstaltung. „Jesus sprach zu ihnen: (...) Gebt ihr ihnen zu essen (...). Mt15f.

Als Großveranstaltung organisierte der Katholikentag in Münster für die Teilnehmenden in den Gemeinschaftsquartieren 7.000 Frühstücke, mit 27.000 Brötchen, 2.700 Liter Milch und 450 Kilo Marmelade.

Es wird auch bei einer der nächsten Großveranstaltungen, dem Ökumenischen Kirchentags 2021 in Frankfurt, wieder um viele Menschen, deren Themen und das Essen gehen.

Und es wird um ein Mahl gehen und die Frage, ob dieses „eine“ Mahl - und wenn ja - wie es die Christen verbinden wird, versammelt in Großveranstaltungen.

Anmerkungen:

- ¹ http://members.chello.at/wo/das_leben_des_brian.htm.
- ² Notburga Heveling. Suche Frieden, Erinnerungen an den 101. Deutschen Katholikentag Münster, 9.-13. Mai, S. 72.
- ³ Martin Stauch, Von der Kundgebung zum Event. In: Kräftig vorangetriebene Detailforschung, Aufsätze für Ulrich von Hehl zum 65. Geburtstag, Hrsg. Ronald Lambrecht/Ulf Morgenstern. Leipzig/Berlin 2012, S. 105.
- ⁴ Martin Stauch, Von der Kundgebung, S. 107.
- ⁵ Martin Stauch, Von der Kundgebung, S. 108.
- ⁶ Vgl.: Ronald Hitzler. In: Sinnstiftermag, Eventisierung des Glaubens, zur Frage nach der Komplementarität von Innovativem und Kanonischem, 2011, Ausgabe 12 (www.sinnstiftermag.de/ausgabe_12/titelstory.htm).
- ⁷ Ebd. Anm. 6.
- ⁸ Aktuelle interne Statistik der Katholikentagsleitung.
- ⁹ Martin Stauch, Von der Kundgebung, S.113.
- ¹⁰ Ronald Hitzler, a.a.O.
- ¹¹ Stefan Vesper. In: Sinnstiftermag, Eventisierung des Glaubens, zur Frage nach der Komplementarität von Innovativem und Kanonischem, 2011, Ausgabe 12 (http://www.sinnstiftermag.de/ausgabe_12/interview.htm).
- ¹² Vgl.: Thomas Großmann, Katholikentage und Kirchentage. In: Erinnerungsorte des Christentums, Hg. Christoph Marksches/Hubert Wolf. Frankfurt a. M. 2012, S. 571.
- ¹³ Quelle: Presse- und Öffentlichkeitsarbeit des ZdK,, verantwortlich: Pressesprecher Theodor Bolzenius.

Manfred Glombik

Katholische Soziallehre an deutschen Universitäten

Soziallehre oder Sozialethik

Der Begriff der Soziallehre geht auf Pius XI. (1857–1939) in der Enzyklika *Quadragesimo anno* – Über die gesellschaftliche Ordnung, ihre Wiederherstellung und Vollendung – vom 15. Mai 1931 zurück. Damit wird der Mittelpunkt der Lehre zu sozial relevanten Themen bezeichnet, sich seit der Enzyklika *Rerum novarum* – Über die Arbeiterfrage – Leos XIII. (1810–1903) vom 15. Mai 1891 in der Kirche durch das Lehramt der Päpste und der mit ihnen in Gemeinschaft stehenden Bischöfe entwickelt hat.

Auch wenn die Kirche der Gesellschaft nie gleichgültig gegenüber gestanden und sich von Anfang an um die sozialen Belange der Menschen gekümmert hat, so ist die Enzyklika *Rerum novarum* doch der Ausgangspunkt eines neuen Weges: „Gestützt auf eine jahrhundertlange Tradition markiert sie einen Neubeginn und eine wesentliche Entwicklung der Lehre im sozialen Bereich“. Der Charakter der „Lehre“ kommt auch in der Bezeichnung „katholische Soziallehre“ bei Pius XII. (1876–1958) oder „christliche Soziallehre“ bei Johannes XXIII. (1881–1963) zum Ausdruck.

Eine tiefere Kenntnis der Soziallehre der Kirche ist unerlässlich².

Im katholischen Kontext datiert man den Beginn der Soziallehre zumeist mit der Veröffentlichung der ersten Sozialenzykli-

ka „Rerum novarum“, einem Dokument mit nachhaltiger Wirkung auch auf die katholische Theologie. Sie wird auch als Anfang der (modernen) katholischen Soziallehre bezeichnet. Die Lehre wird in vielen Rundschreiben der Päpste weiterentwickelt, wie zuletzt mit der Umwelt-Enzyklika *Laudato si'* – Über die Sorge für das gemeinsame Haus – vom 24. Mai 2015 von Papst Franziskus. In den Ortskirchen gelten bischöfliche Hirtenbriefe vor allem als pastorale Ermahnungen der Bischöfe (als Autoren) an Kirchenvolk und Öffentlichkeit (als Adressaten). Die Diskussion über die veröffentlichten Stellungnahmen beschränkt sich meist auf die innerkirchliche Öffentlichkeit.

Katholische Soziallehre an deutschen Universitäten

Bereits 1893 wurde mit Franz Hitze (1851–1921) der erste Professor für „Christliche Gesellschaftslehre“ im deutschsprachigen Raum zunächst an der Königlichen Akademie Münster, später dann der wiederbegründeten Westfälischen Wilhelms-Universität Münster berufen. Hitze war zugleich Motor des sozialen und politischen Katholizismus – und saß als Abgeordneter im preußischen Landtag, in der Weimarer Nationalversammlung und schließlich auch im Reichstag. In der Person des ersten universitären Sozialethikers fließen theologische Sozialethik, kirchliche Soziallehren und politische Programmatik zusammen. In der Person anderer katholischer Sozialethiker, allen voran für Heinrich Pesch SJ (1845–1926)³, werden hingegen fließende Übergänge der entstehenden Sozialethik zu anderen wissenschaftlichen Disziplinen, vor allem zu den zeitgleich entstehenden und selbst noch nicht konkurrierenden Sozial- und Wirtschaftswissenschaften deutlich.

Die sozialetischen Lehrstühle entstanden nun innerhalb der akademischen katholischen Theologie unter ganz verschiedenen Gesichtspunkten, niemals unter den

Namen „Sozialethik“. Stattdessen konnte das Etikett „Katholische Soziallehre“ (oder auch Soziallehre der katholischen Kirche) bis weit in das 20. Jahrhundert hinein das neue Fach „einigen“. Sie wurde in die Lehre an Universitäten und in die Bildungsarbeit nach Abschnitt 20 von „Quadragesimo anno“ aufgenommen. So hatte die Soziallehre im Ganzen der theologischen Ausbildung einen Platz als Fachgebiet gefunden. Meist fristet sie dabei jedoch ein reichlich separiertes Dasein, sei es, dass sie durch Einzelinstitute oder dass sie als Anwendungsgebiet der „Praktischen Theologie“ betrieben wird⁴.

Für die katholische Soziallehre ist der Sozialstaat zunächst eine zwar notwendige, aber gegenüber einer grundlegenden Reform der kapitalistisch verfassten Wirtschaft nur ein „Notbehelf“. Wenn auch nicht in große Theorien des Sozialstaats ausformuliert, bietet man mit „Subsidiarität“ und „Solidarität“ zwei politisch verwendbare, darin erkennbar „katholische“ Orientierungen für die konzeptionelle Ausgestaltung des Sozialstaats auf. In dieser wechselseitigen Abhängigkeit ist keiner seines eigenen „Glückes Schmied“, sondern nur in wechselseitiger Solidarität zur Bewältigung der Lebenslagen fähig und deshalb auch verpflichtet. Dieser sog. „Solidarismus“⁵ wird für den Sozialstaat angewandt: Er hat nicht auf Probleme einzelner zu reagieren, geschweige denn Versorgungs- und Sicherungsansprüche einzelner zu gewährleisten; vielmehr organisiert er eine dem Staat vorausliegende Solidarität gleichermaßen Betroffener, und dies vorbildlich in Form der verpflichtenden Sozialversicherungen mit der Kranken-, Unfall-, Renten-, Arbeitslosen- und Pflegeversicherung.

Die Zeit der sozialstaatlichen Expansionen ist für die katholische Soziallehre nicht nur deren Hochphase in Sachen Sozialpolitik, besonders in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts mit den Rentenreformen; sie ist zugleich auch eine Zeit der akademischen Expansion.

An den Fakultäten der Universitäten, an denen bislang noch keine gesonderten Professuren für christliche Gesellschaftslehre in Form von Soziallehre und Sozialethik eingerichtet wurden, geschieht dies, und zwar bis in die 1970-er-Jahre hinein. So wurde an der Universität Tübingen erst 1965 ein Professor für „Christliche Soziallehre“ berufen und damit eine zweite theologisch-ethische Professur neben der Moraltheologie eingerichtet. Zumindest im deutsch-sprachigen Raum gehört seither eine eigenständige Professur für Sozialethik zu einer „vollständigen“ Fakultät für Katholische Theologie. In der Außenwirkung waren es dann zum Thema Sozialpolitik für die katholische Soziallehre das „Institut für Christliche Sozialwissenschaften“ an der Universität Münster und dort vor allem dessen Leiter, Joseph Höffner, und die Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt am Main und dort vor allem die Lehre für Ethik, Moraltheologie und christliche Gesellschaftslehre mit Oswald von Nell-Breuning SJ. Er hatte sein Leben lang immer an sich gearbeitet. Mit umfassenden Kenntnissen und seinem unbestechlichen Urteil über die sozialen Fragen in Staat, Politik, Kirche und Gesellschaft gewonnen. Für viele, die es wissenschaftlich, politisch oder kirchlich mit Sozialpolitik zu tun haben, ist sein Name geradezu der Inbegriff der katholischen Soziallehre und ihres Potentials an Humanität. Auch für die Jüngeren, die ihn als Lehrer, Berater, Referenten und Diskutanten nicht mehr unmittelbar erlebt haben, ist er in seinen Schriften ein Bezugspunkt der Inspiration und der Klärung, an dem man – gleich welche Positionen man im einzelnen favorisiert – nicht vorbeikommt. Das Schmucklose, geradezu Asketische seiner Texte zu Börsen- und Aktienrecht, Geld, Währungsreform, Lastenausgleich, Lohngerechtigkeit, Vermögensbildung, gewerkschaftliche Interessenvertretung, Mitbestimmung, Bodenrecht, Recht auf Wohnung, Wohnungsbau und Mietpreis, Alterssicherung, Arbeit, Arbeiter, Beruf, Unternehmensverfassung,

Kapitalismus und Sozialismus, Wachstum, Entwicklungshilfe und vieles mehr ist freilich nur die Kehrseite von dem, was ihre Faszination ausmacht, nämlich Klarheit und Realitätsnähe. Das bewies im hohen Alter noch einmal seine Mitarbeit bei der Würzburger Synode, wo er maßgeblich an der Erarbeitung der Vorlage über das Verhältnis von Kirche und Arbeiterschaft beteiligt war und mit unbeugsamem Engagement für ihre Annahme als Beschluss kämpfte.

Joseph Kardinal Höffner (1906–1987), Professor in Münster und später Erzbischof von Köln, hat der katholischen Soziallehre Ausdruck verliehen⁶. Er war Historiker und Systematiker, Theologe und Nationalökonom sowie Grundlagenforscher. Auf dieser Kombination von Fähigkeiten beruht die Breite und Tiefe der Wirksamkeit Joseph Höffners im wissenschaftlichen wie im kirchlichen Bereich⁷. Der Gelehrte und Bischof war davon überzeugt, dass die gesellschaftliche Mitverantwortung der Kirche nur auf dem Fundament des christlichen Menschenbildes und der klassischen Soziallehre der Kirche wahrgenommen werden könne. Manches davon ist heute vielleicht nicht mehr zeitgemäß, vieles ist aber sicherlich eine Neuentdeckung wert. Davon überzeugt waren und sind auch Nachfolger im Bischofsamt wie Josef Homeyer (1929–2010), Bischof von Hildesheim, der sagte: „Der eigentliche Glaube ist weder soziales Engagement allein noch Frömmigkeit allein, sondern die Einheit von beidem.“⁸, und Reinhard Kardinal Marx. Er liefert einen Gesellschaftsentwurf, in dem menschliche Freiheit, Würde und wirtschaftliche Effizienz im Sinne des Gemeinwohls zusammenwirken. Er hat aber Verständnis für die Kapitalismuskritik von seinem Namensvetter Karl Marx (1818–1883) mit der sozialen Gerechtigkeit in Deutschland: „Was nütze es dem Armen, wenn er zwar wie seine reichen Mitbürger die formalen Freiheitsrechte wahrnehmen, sie aber materiell nicht nutzen könne? Denn ein Kapitalismus ohne Menschlichkeit, Solidarität und Ge-

rechtigkeit hat keine Moral und auch keine Zukunft“.⁹

Das Ende?

Die Welt von heute ist sehr komplex geworden. Daher sind gerade heute Orientierungspunkte vonnöten. Dabei trägt die Kirche auch Verantwortung für den Aufbau einer solidarischen Gesellschaft, wenngleich sie diese Verantwortung nicht allein trägt, sondern zusammen mit vielen anderen.

Die Soziallehre und Sozialethik dürfen so kein Randthema der Kirchen sein. Entscheidend für die Akzeptanz von Aussagen dieser Lehren ist eine entsprechende Praxis in und durch die Kirchen selbst.

Zu vielen Dingen hat die katholische Soziallehre im Laufe der Zeit mit einigen Durchblicken etwas gesagt: Eigentum, Arbeit, Kapital und Arbeit, Koalitionsrecht, Gewerkschaften, Aufgabe des Staates, Lohn, Kapitalismus, Sozialismus, Mitbestimmung, Krieg und Frieden, Dritte Welt, weltweite Gerechtigkeit, Umwelt, Grenzen des Wachstums und in der Zusammenfassung aller Aussagen Solidarität und Subsidiarität.

Die katholische Soziallehre erlebt aber heute keine Renaissance. In den Curricula des schulischen Religionsunterrichtes und in der kirchlichen Erwachsenenbildung findet sie nur ungenügend Berücksichtigung.¹⁰ Aber die Soziallehre muss heute wieder an Strahlkraft gewinnen. Denn in einer hochkomplexen Gesellschaft kann das „Gehe hin und tue desgleichen“ der Erzählung vom barmherzigen Samariter nicht mehr ausschließlich heißen, Öl in die Wunden des unter die Räuber Gefallenen zu gießen, sondern bedeutet für die Kirche und jeden Christen ebenso die Aufforderung, die Straßen so zu sichern, dass keiner mehr unter die Räuber fällt.

Wenn man aber nun vorschnell vom Versagen früherer Generationen spricht, wäre

es interessant zu wissen, wie man in hundert Jahren über unsere Generationen sprechen wird. Wie werden wir eigentlich mit den gegenwärtigen sozialen Problemen fertig, sehen wir sie überhaupt? Und worin sehen wir als Christen unsere Pflicht, sie zu lösen?

Insgesamt wurde jedenfalls in der frühen Bundesrepublik Deutschland der Aufbau eines leistungsstarken Sozialstaats aus der evangelischen Sozialethik und katholischen Soziallehre heraus konzeptionell unterstützt; dabei wurde jedoch in den Sozialethiken beider Konfessionen die originäre Gestaltungsmacht des Sozialstaates nicht „bemerkt“¹¹.

So sind sozialpolitisch spezialisierten Professuren hilfreich, und zwar an den Stellen, an denen in den Theologien die Sozialethik als besonderes Fach oder zumindest als eigensinniger Diskurs durchgehalten wurde und bei denen eine auf Fragen der Sozialpolitik spezialisierte Professur in interdisziplinären Kontakt zur Sozialpolitikforschung in den anderen Wissenschaftsdisziplinen treten kann. Damit würde nicht nur die ethische Forschung zu Fragen von Sozialpolitik und Sozialstaat gefördert; zugleich würde damit einem aktuellen Trend in den Theologien widersprochen, die Sozialpolitik zurückzustellen oder gar aufzugeben. Angesichts sinkender Studentenzahlen neigt man etwa im katholischen Bereich dazu, die Sozialethik wieder mit der Moraltheologie zusammenzulegen und das eine übrigbleibende theologisch-ethische Fach dann Moraltheologen zu überlassen.

So entsteht der Trend, die sozialethischen Professuren mit Moraltheologen zu besetzen oder die scharfe Abgrenzung der Sozialethik gegenüber der Moraltheologie aufzugeben, wie zum Beispiel in Tübingen mit der Umbenennung der Professur in „Theologische Ethik unter besonderer Berücksichtigung der Gesellschaftswissenschaften“. Darin drücken sich vor allem der Abschied der katholischen Sozialethik von

der „Katholischen Soziallehre“ aus und der Anspruch, an die in der Moralthologie bereits entwickelten Standards der „autonomen Moral“ (Friedhelm Hengsbach SJ).

Dass Sozial-, Wirtschafts- und Kulturrethik als integraler Bestandteil eines moraltheologischen Gesamtkonzeptes und seiner Darstellung im regulären theologischen Hauptstudium behandelt werden, dürfte immer noch die Ausnahme bilden. Die katholische Soziallehre müsste aber in einer neuen Einordnung der theologischen Systematik auch ihre Tradition vermitteln.

Ein neue Einordnung des Glaubens vermittelt dabei neue Realitätserfahrung wie umgekehrt diese die Geschichtsmächtigkeit des Glaubens in seiner gesellschaftlichen Herausforderung und Erneuerungsmacht freilegt und den Glauben damit neu interpretiert mit Prozessdenken statt Ordnungsdenken, Mobilisieren statt Entwerfen und Optionen statt Doktrin.

Nicht nach rückwärts, sondern nach vorwärts muss der Blick gehen, wenn man dankbar kritisch an die katholische Soziallehre denkt: Die Weltautorität sollte keineswegs die Einzelstaaten aufheben, ihnen auch keine Zuständigkeiten entziehen, die sie selbst wahrnehmen wollen und können, sondern ihnen jene Aufgaben abnehmen, die das Gemeinwohl der ganzen Menschheit betreffen und die von den Einzelstaaten nicht befriedigend gelöst werden können.

Gleichviel, ob es der Kirche gefällt oder nicht, als soziales Gebilde ist sie im sozialen und politischen, ja auch im ökonomischen Bereich eine ins Gewicht fallende Realität.

Anmerkungen:

¹ Rauscher, Anton: Impulse und Wegweisung. Das Kompendium der Soziallehre der Kirche. Kirche

und Gesellschaft Nr. 328/2006, S. 3. Auch Heimbach-Steins, Christliche Sozialethik für die Welt von heute. Kirche und Gesellschaft Nr. 380/2011, 3. Nr. 528 Kompendium der Soziallehre der Kirche. Freiburg im Breisgau 2006, S. 377.

³ Sein Leben und seine Lehre für den Solidarismus in dem Buch „Heinrich Pesch“ von Franz H. Mueller. Köln 1980. Der Autor des Buches hatte mit Oswald von Nell-Breuning SJ und Gustav Gundlach SJ (1892–1963) die Grundlagen zur Sozialenzyklika Quadragesimo anno ausgearbeitet.

⁴ Pfürtner, Stephan H./Heierle, Werner: Einführung in die katholische Soziallehre. Darmstadt 1980, S. 51.

⁵ Mueller, Franz H./Pesch, Heinrich: Sein Leben und Wirken für den Solidarismus. Köln 1980.

⁶ Höffner, Joseph: Christliche Gesellschaftslehre. Studienausgabe. Presseamt des Erzbistums Köln. 3. Auflage 1978 und die Neuauflage. Kevelaer 1997. Dieser Klassiker wurde in zehn Sprachen übersetzt. Denn der Erzbischof war als hoch geschätzter Gesprächspartner auf allen Kontinenten der Erde unterwegs. Dazu ein Gespräch mit dem damaligen Stadtsuperintendent von Köln, Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland und Ratsvorsitzende der EKD, Manfred Kock (geb. 1936) mit der Überschrift „Vertrauensperson für Wagemutige“: Rheinischer Merkur vom 14.12.2006, S. 24.

⁷ Roos, Lothar: Der Vordenker. Rheinischer Merkur vom 14.12.2006, S. 23.

⁸ Homeyer, Josef: Auf zu neuer Innerlichkeit. Gott in sich entdecken. Hildesheim 1995.

⁹ Marx, Reinhard: Das Kapital. Ein Plädoyer für den Menschen. München 2008.

¹⁰ Büschleb, Otto: Die soziale Verantwortung des Christen. Arbeitsbuch zu Fragen der Katholischen Soziallehre. München 1983, S. 7.

¹¹ Meireis, Torsten/Möhrling-Hesse, Matthias: Sozialpolitik als Thema der Sozialethik in den christlichen Theologien. DRV 2/2017, 135-162, hier: 145.

Literaturdienst

Patrik C. Höring: Jugendlichen begegnen. Arbeitsbuch Jugendarbeit. Stuttgart 2017. 392 S., ISBN 9783170325029, 29 Euro.

Früher muss es so gewesen sein: Seelsorger*innen wurden durch die eigene Jugendarbeit in Kirche beheimatet. Solcherart initiiert und motiviert ging man in die Pastoral. Der jugendpastorale Diskurs in Studium und Ausbildung fundierte und systematisierte die eigenen Erfahrungen.

Heute sind Anstoß und Motiv für pastorales Engagement breit gefächert, die Herkunft aus der kirchlichen Jugendarbeit nicht mehr vorausgesetzt. Die Konsequenz ist ein marginales Interesse für jugendpastorales Engagement und überhaupt ein „Fremdeln“ damit.

Da ist es gut, dass Patrik C. Höring mit dem „Arbeitsbuch Jugendarbeit“ eine Pastoraltheologie der kirchlichen Jugendarbeit vorlegt. Ein solches Grundlagenwerk bietet die Chance von Sensibilisierung und Orientierung für dieses pastorale Feld, das Jenseits einzelner Leuchtfelder zunehmend wie Brachland wirkt.

Patrik C. Höring ist erwiesenermaßen ein Kenner der Materie, jemand, der den Weg aus der Jugendarbeit über Referententätigkeiten in die Wissenschaft gegangen ist. Sein Buch ist seine aktualisierte Dissertation, die ursprünglich aus dem Jahr 2000 stammt. Seine einführende Anmerkung, dass die „Grundthese im Vergleich zur ersten Auflage unverändert geblieben ist“ (13), lässt dabei aufhorchen. Denn so manche Jugendstudie ist in den Jahren übers Land gezogen und hat Veränderungen in der Jugendkultur aufgezeigt. Und die kirchliche Jugendarbeit?

Das Buch formuliert eine „Basistheorie kirchlichen Handelns durch, mit und für junge Menschen“ (Klappentext). Und die grundlegende Qualität des Werkes zeigt sich in einem Titel, der die Kernaussage nennt: „Jugendlichen begegnen“ – damit ist schon fast alles gesagt. Naja, gut 390 Seiten folgen dann schon noch.

Höring plädiert für beziehungsorientierte Jugendarbeit, die Jugendliche nicht nur als Adressaten, sondern als Akteure der Pastoral versteht („Jugendpastoral als symmetrische Begegnung im Raum der Kirche“, 315ff). Entsprechend grenzt er

sich in einem kritisch-würdigenden Durchgang von Konzepten diakonischer und missionarischer Jugendarbeit ab (161ff). Sein Ansatz ist integrativ.

Unabhängig vom Interesse an kirchlicher Jugendarbeit ist die Darstellung der „Koinonia als Grundgestalt der Kirche“ (227ff sowie ab 333) für Leser, die sich einen Überblick verschaffen wollen, lesenswert.

In der Tat scheint eine Jugendarbeit, die sich statt von Betreuung von Begegnung her versteht (siehe 304ff), sinnvoll zu sein. Höring argumentiert hier auch mit dem postmodernen Subjekt- und Identitätsverständnis. Und doch ist das Buch sehr auf ein akademisches Lehrwerk getrimmt. Beispiele aus eigener Praxis wie am Ende („Notizen eines Jugendseelsorgers“, 346ff), hätte man sich häufiger gewünscht.

Das Buch ist gründlich gearbeitet und ein überzeugender pastoraler Entwurf. Dem bei einem pastoraltheologischen Werk erwartbaren Arbeitsgang „Sehen, Urteilen, Handeln“ ist ein Kapitel „Orientieren“ vorangestellt (33ff), in dem humanwissenschaftliche, genauer gesagt gesellschaftssoziologische und kulturwissenschaftliche Grundaussagen zum zeitgenössischen Jugendalter vorgestellt werden. Das kann man zwar alles auch woanders lesen, aber es ist ein gutes Fundament für eine Theologie, die nicht nur sich selber als Quelle hat.

„Jugendlichen begegnen“ erscheint in einer Zeit, in der sich Bischöfe eher kritisch mit der Jugendszene beschäftigen, andererseits der Papst zur Jugendsynode lädt, auf der er nicht nur – seinem Stil folgend – über, sondern vor allem mit Jugendlichen Gespräche initiieren möchte. Wer Hörings Buch auf dem Schreibtisch liegen hat, schließt sich dem Plädoyer an, dass die Jugend nicht nur die Zukunft der Kirche ist, sondern auch ihre Gegenwart.

Allein das bleibt: Wer nimmt sich die Zeit, das Werk wirklich durchzuarbeiten? Wer ist heute noch geschult, sich durch hunderte Fußnoten und seitenlange Literaturangaben zu sortieren? Ein Arbeitsstil, der angesichts heutiger Wissenskultur auf Abstracts, Summaries und Visualisierungen setzt, würde die Jugendseelsorger jünger Generation vermutlich besser abholen.

Dem Buch sei eine wertschätzende Annahme gegönnt.

Jan-Christoph Horn

Hans Joas: Die Macht des Heiligen. Eine Alternative zur Geschichte der Entzauberung. Berlin 2017, 543 S., 35 Euro, ISBN: 9783518587034.

„Dieses Buch stellt einen Versuch dar, einen der Schlüsselbegriffe des Selbstverständnisses der Moderne zu entzaubern: den der Entzauberung.“ (11) Mit diesem programmatischen Satz macht Hans Joas gleich zu Beginn seines jüngsten Buches deutlich, dass es ihm nicht allein um die Auseinandersetzung mit einer wissenschaftlichen Theorie Max Webers geht. Er will vielmehr diesem äußerst einflussreichen Narrativ entgegentreten, das den wissenschaftlichen Diskurs über Religion und ihre Entwicklung bis heute prägt. Dieser für das Selbstverständnis westlicher Gesellschaften so bedeutenden Theorie setzt er seine eigene, alternative Geschichte der Religion entgegen. Hans Joas, als Soziologe und Sozialphilosoph an der Humboldt-Universität Berlin und der Universität Chicago tätig, führt dazu viele Gedankenstränge seiner bisherigen Werke zusammen und fasst sie im Hinblick auf die Geschichte der Religion neu. Sein hermeneutisches Vorgehen bietet tiefe Einblicke in die wissenschaftliche Befassung von Soziologie und Philosophie mit Religion. Dabei macht Joas auch deutlich, dass diese Befassung von Beginn an eng mit Religionskritik oder deren Zurückweisung verknüpft ist.

Joas beginnt seine Ausführungen mit David Hume, der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine universale Religionsgeschichte vorlegt, die bis heute intensiv diskutierte Thesen umfasst, wie die des Gewaltpotentials des Monotheismus. Dann widmet Joas sich mit William James der Religionspsychologie und den individuellen religiösen Erfahrungen von Menschen. Mit dem Soziologen Emile Durkheim stellt er die kollektiven Erfahrungen des Heiligen in den Mittelpunkt. Unter Berufung auf die beiden letzt Benannten entwickelt Joas eine der zentralen Thesen seines Gesamtwerks: „Die anthropologische Universalität der Erfahrungen der Selbsttranszendenz und der sich daraus ergebenden Zuschreibungen von Heiligkeit“ (440). In der elementaren menschlichen Erfahrung des Ergriffenwerdens und ihrer Artikulation vor dem Hintergrund kultureller Deutungsmustern gründet für Joas die Entstehung von Wertbindungen, Idealbildern und Religionen.

Im Zentrum des vorliegenden Buchs steht die Analyse von zwei etwa zeitgleich entstandenen, alternativen Konzepten zum Verständnis von Religion, von Max Weber und Ernst Troeltsch. Troeltsch verfasst eine historische Soziologie des

Christentums, die die Neuentstehung von Idealen als beständigen Prozess von Sakralisierung und Entsakralisierung deutet und diesen Prozess im Zusammenhang mit der Staatsgeschichte beschreibt. Max Webers Reflexion ist hingegen vom Begriff der Entzauberung geprägt, in dem das Zurückdrängen des Magischen, Sakralen und Transzendenten zum universalhistorischen Deutungsmuster und zeitdiagnostischen Mittel wird. Joas analysiert detailliert die Verwendung des Entzauberungsbegriffs in Webers Werk, um dessen Uneindeutigkeit und Widersprüchlichkeit aufzuzeigen. Er geht darüber hinaus mit drei „gefährlichen Prozessbegriffen“ (356) der Soziologie ins Gericht – Rationalisierung, Differenzierung und Modernisierung. Alle drei weist er als notwendige, sich beständig weiter durchsetzende geschichtliche Entwicklungen entschieden zurück. Diese Ablehnung gründet in Joas' Verständnis von menschlichem Handeln, das sich durch Kreativität auszeichnet. Mit dieser Kreativität bleibt auch Geschichte immer offen und kontingent, gekennzeichnet durch nicht vorhersehbare Veränderungen.

Entsprechend skizziert Joas seine Alternative zum Narrativ der Entzauberung und stellt dabei das Verhältnis von Sakralität und Macht ins Zentrum von Veränderungsprozessen. Er schließt unter anderem an den Diskurs zur Achsenzeit an, in dem die Entwicklung von Transzendenzvorstellungen im Zuge der Entstehung von Staaten als fundamentale Veränderung in der Religionsgeschichte gedeutet wird. Aus den Spannungen der „Forderungen der Transzendenz als einer reflexiv gewordenen Sakralität und den Tendenzen zur Selbstsakralisierung“ (20) entwirft er ein Bild der Religionsgeschichte, das durch das sich beständig wandelnde Zusammenspiel und Gegeneinander von Macht und Sakralität ausgezeichnet ist. Die von ihm vorgenommene Systematisierung von historischen Konstellationen von Macht und Sakralität bleibt offen für neue Formen, für gänzlich unerwartete Richtungen der Verbindung, die sowohl das machtkritische als auch das machttstützende Potential von Religionen zur Geltung bringen können. Joas legt damit einen Entwurf vor, der zwar schwerlich Prognosen ermöglicht, gegenwärtige Entwicklungen aber besser einzuordnen vermag, als dies dem Narrativ der Entzauberung gelingt. Die Geschichte der Religion steuert nicht auf ihr Ende zu, sie hält vielmehr im Spannungsverhältnis von Sakralität und Macht eine Fülle von Unvorhergesehenem bereit.

Sabine Schöblier

Hans Goller: Das Rätsel Seele – Was sagt uns die Wissenschaft? Kevelaer 2017, 332 S., 25 Euro, ISBN: 9783766624116.

Mit einem kompakten Kapitel zum Alltagsverständnis des Begriffs Seele und seiner Entwicklung im Laufe der Menschheitsgeschichte führt Goller ins Thema ein. Dann beleuchtet er in vier Kapiteln die bedeutsamen Wissenschaftsfelder, die sich das Seelische zum Gegenstand machen: *Psychologie, Neurowissenschaft, Philosophie* und *Theologie*. Jedes der vier Kapitel ist mit einer zentralen Fragestellung zum Feld überschrieben: „Seelenkunde? Die Seele in der Psychologie“, „Macht das Gehirn die Seele?“, „Ist der Geist die Seele?“, „Überlebt nur die Seele unseren Tod?“. Anhand dieser Fragestellungen lässt sich die Diskussion im jeweiligen Fachgebiet sehr anschaulich entfalten. Der Leser wird anhand der Arbeiten wichtiger Protagonisten jeweils profund eingeführt und nimmt dann am Ringen um klare Aussagen im betreffenden Fachgebiet teil, ohne die Übersicht zu verlieren.

Goller beginnt mit der akademischen *Psychologie*. Sie erforscht seit 150 Jahren empirisch das Erleben und Verhalten. Aus ihren Erkenntnissen leiten sich dann vielfältige Hilfestellungen zur Bewältigung des Lebens ab. Das Kapitel reflektiert sie eingehend anhand der wichtigsten Vertreter der Tiefen-, Verhaltens- und Humanistischen Psychologie und Psychotherapie.

Die *Neurowissenschaften* betonen die Abhängigkeit bewusster Prozesse von neuronaler Aktivität. Sie bieten starke empirische Argumente, das Selbstbewusstsein und den freien Willen des Menschen als Illusion zu begreifen. Diese Sicht hat weitreichende Bedeutung für unser Moral-, Rechts- und Selbstverständnis.

Die *Philosophie* stellt die Frage nach der Seele im Kontext des Verhältnisses von Geist und Materie. Ihre Protagonisten unterteilt Goller in Dualisten, Materialisten und Funktionalisten. Letztere arbeiten an der Frage, inwieweit die Seele sich durch ihre Funktionen definieren lässt, so dass wir durch computergesteuerte Roboter ersetzt werden könnten.

Die christliche *Theologie* zentriert Goller auf die Frage der Auferstehung und eines Weiterlebens nach dem Tod. Neben dualistischen Konzepten stellt er hier auch eher weniger bekannte materialistisch-religiöse Spekulationen vor. Von da aus erschließt sich dann der Begriff der Auferstehung des ganzen Menschen bei Thomas von Aquin. Hier

ran knüpft der Autor theologische Überlegungen zur Auferstehung, die auch die aktuelle Kosmologie reflektieren.

Der Leser findet sich in der regelmäßigen Durcharbeitung der Wissenschaftsfelder leicht zurecht. Jedes Kapitel steht dabei aber auch – vergleichbar dem Satz in einer klassischen Symphonie – recht eigenständig da und ist vom Impetus und der Herangehensweise des jeweiligen Ansatzes durchdrungen.

Goller entfaltet die verschiedenen Zugänge also wohlproportioniert. Er diskutiert viele Ansätze eingehend und kritisch, doch nicht zu deren Lasten. So verschafft er dem Leser die Möglichkeit, die Spannbreite der Fragestellung „Was sagt uns die Wissenschaft?“ in wesentlichen Zügen zu erfassen und eigene Positionen darin zu entwickeln.

Das Buch umfasst 320 Seiten. Dabei arbeitet Goller natürlich mit strenger Beschränkung auf die wichtigsten Linien. Dabei bleibt viel ausgespart. Das sei beispielhaft gezeigt:

so wird das breite Feld der Tiefenpsychologie nur anhand des Hauptstrangs Freud'scher Psychoanalyse dargestellt, obgleich doch insbesondere C.G. Jung Maßgebliches zu einem ganzheitlichen Verständnis des Seelischen geleistet hat.

Auch die heutigen Bemühungen ein alltägliches Wechselspiel von Bewusstsein und Materie nachzuweisen, bleiben unerwähnt.

Von hier aus wäre ein Bogen zu schlagen zu den quantenphysikalischen Ansätzen, neuronale Aktivität im Gehirn selbst als Ausdruck geistiger Wirklichkeit (Beobachter/Seele/Gott) zu begreifen. Strukturelle Veränderungen des Gehirns durch willentliche, bewusste Meditation könnten in diesem Zusammenhang diskutiert werden.

Im christlich-theologischen Kapitel verzichtet Goller auf eine interreligiöse Perspektive. Die könnte darin gründen, die einzelne Seele in Gott und alle Seelen vereint in Gott zu begreifen. Ihre verkörperte Reise durch unsere Welt lässt sich als Wegabschnitt ihrer Läuterung und Reifung auf dem Weg zur Vereinigung mit Gott verstehen. Für diese zentrale Sichtweise aller Weltreligionen finden sich Hinweise in Bewusstseinsphänomenen, die auch wissenschaftlich diskutiert werden, vor allem mystische Einheitserfahrungen, das Leben verwandelnde Nahtoderlebnisse oder Privatoffenbarungen. Auf solche Phänomene geht Goller nicht direkt ein.

Das Prinzip der Beschränkung auf ausgewählte Hauptlinien ist auf's Ganze gesehen für eine Monografie aber auch unverzichtbar. Es ermöglicht ja erst den Überblick.

In seiner Nachbemerkung begnügt sich Goller mit einer kurzen Darstellung der großen Linien des Buches, dem Thema gemäß ohne den Anspruch auf abschließende Aussagen. Er endet vielmehr mit der Feststellung: „Seele ist ein Grenzbegriff, der andeutet, was den Menschen im Grunde ausmacht“.

Das Buch sei jedem empfohlen, der Einzelfragen zum Thema „Seele“ schon eingehender reflektiert hat und der es in einem größeren Zusammenhang betrachten will.

Günther Bergmann

Hans-Ulrich Wiese: Im Geiste Jesu leben. Pneumatologische Überlegungen. Paderborn 2017, 260 S., ISBN 9783897107045.

Hans-Ulrich Wiese hat ein Buch über den Heiligen Geist geschrieben und über den lebendigen Jesus und spricht doch auf weite Strecken darüber, was sich so beobachten lässt mit etwas genauerem Hinsehen auf die eigene Lebenserfahrung. Dass diese drei Pole gut zusammen gehen ist nicht nur die Grundanlage des Buches, sondern gleichzeitig auch seine Kernbotschaft: Jesus – Heiliger Geist – eine normal menschliche Lebensgeschichte haben einander etwas zu sagen. Hans-Ulrich Wiese hilft dabei, den Gesprächsfluss zwischen diesen dreien anzustoßen und lebendig zu halten.

Dabei bedient er sich vornehmlich bei sich selbst, seinem eigenen Suchen und Fragen, sodann auch bei Heiliger Schrift und kirchlicher Tradition. Immer aber ist es das existentielle Fragen, mit dem Hans-Ulrich Wiese auf biblische Erzählungen, theologische Begriffsbildung in alter und neuerer Zeit, Literatur und Kunst zugeht und nachhört, ob sie Auskunft geben für einen Menschen von heute, die oder der sich dem Glaubenswagnis stellt und nicht immer weiß, was da mit einem passiert.

Auf diese Weise ist ein Buch entstanden, das umsichtig, unaufgeregt, engagiert nach dem Leben fragt. Danach, worin Glauben und Hoffnung gründen. Danach, was es bedeutet, im Geist Jesu zu leben. Ein weisheitliches Buch – dem es um Erhellung der Lebenspraxis geht.

Auf unaufdringliche Weise macht Hans-Ulrich Wiese so mit dem Heiligen Geist vertraut. Mit Heiligem Geist verbindet er vor allem so etwas wie Präsenz; was auch immer man aus Heiliger Schrift und Glaubensüberlieferung an Wissen gewinnen kann – Bedeutung gewinnt das alles erst im Heiligen Geist, will sagen: in einer lebendigen Begegnung mit sich selbst im Horizont der Verheißung Gottes. Diese Präsenz macht den entscheidenden Unterschied. Ihr dienen Erzählungen wie Begriffsbildungen. Geistesgegenwart, lebendige Begegnung will den Menschen von Innen ansprechen und zu einer Antwort verlocken, sich auf ein Leben in Hoffnung und Glaube einzulassen.

So existentiell wie Wieses Buch angelegt ist, es bleibt ein Buch voller Überlegungen, wie der Titel sagt. Ein Buch, das davon lebt, dass Jesus ein geschichtlich realer Mensch ist und deshalb auch unsere heutige Lebens- und Weltgeschichte berühren kann: in seinem Geist. Die Überlegungen fallen dabei nicht selten thesenartig aus, sie sind weder didaktisch vorbereitet noch werden sie in ihren Geltungsansprüchen reflektiert. Sie dienen eher dazu, mehr ins eigene Leben zu hören. Ohne diese existentielle Resonanz bliebe sie recht leer. Mit dieser Resonanz und einer Leserin, einem Leser, die selbst auf der Suche nach einer Sprache für ihre Glaubens-Lebenserfahrungen sind, wird das Buch zu einem Impulsgeber, dem eigenen Glauben nachzudenken.

Vermutlich werden nicht alle Zugänge des Buches für jeden in gleicher Weise fruchtbar sein: Die einen werden leichter in die biblische Erzählwelten einsteigen, andere den patristischen mystischen Spekulationen folgen, einen dritten werden die Predigten des Autors oder die Systematik zeitgenössischer Theologen erreichen. Der Autor selbst ist in gewisser Weise genauso verfahren, indem er seine Überlegungen auch nur an einzelne Stationen der christlichen Tradition anlehnt und ganze Landstriche auf seinen Streifzügen auslässt. Solcherart auf seine eigenen Zugangsweisen aufmerksam geworden, ist man schon mitten drin im Hauptthema des Buches, der Verheutigung des Tradiertem, im je persönlichen Aggiornamento, im Heiligen Geist. Und der weht auch in anderen Ausdrucksformen wie der Kunst und Literatur – mehr nebenbei aber nicht minder organisch eingebunden in Hans-Ulrich Wieses Überlegungen.

Wilfried Röttgen

Gedächtnislücken

den Dank
vergaßen wir zuerst,
daneben die freude,
das staunen

später dann
jedwedes Wunder,
die toten
und schließlich das wort gott

lücke an lücke
steigt
in uns
der abgrund

niemand erschrickt

Werner Kallen

aus:
Unter abgeräumtem Himmel. Gedichte
© Echter Verlag Würzburg 2017, S. 43

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E